SS LEITHEFT

10. JAHRGANG · HEFT 5, 1944

INHALT

Dienststellen und Einzelbezieher haben nur dann Gewähr für die regelmäßige Belieferung, wenn laufend ihre Anschriftänderungen dem ᛋᛋ-Druckschriften-Versand, Guben, Herrenstraße 14, mitgeteilt werden.

Herausgeber: Der Reichsführer ᛋᛋ, ᛋᛋ-Hauptamt. Einzelpreis des Heftes 40 Rpf. Bestellungen, Zahlungen und Auslieferung: ᛋᛋ-Druckschriften-Versand, Guben, Herrenstraße 14. Postscheckkonto: Berlin 6783, Bankkonto: Berliner Stadtbank, Berlin SW 68, Friedrichstraße 46, Girokasse 9, Girokonto 1157, und Commerzbank, Guben, Kontonummer 5788

Der Menſch iſt dem Material
überlegen, wenn er ihm die große
Haltung entgegenzuſtellen hat,
und kein Maß und Übermaß der
äußeren Gewalten iſt denkbar,
dem die ſeeliſche Kraft nicht ge=
wachſen wäre. Und daraus kann
jeder, der dazu fähig iſt, den Schluß
ziehen, daß im Menſchen, im wirk=
lichen Menſchen, Werte lebendig
ſind, die nicht durch Geſchoſſe
und nicht durch Berge von Spreng=
ſtofftonnen zerſtört werden können.

CW

ERNST JÜNGER



DER KESSEL VON TSCHERKASSY GESPRENGT

So begann es bei Tscherkassy: Keiner wußte, woher der erlösende Ruf kam: „Wikinger vor!" Es ist kein Befehl in des Wortes dienstlicher Bedeutung, es ist ein Appell an alle: Wer kann Wikinger sein, wer gehört zu jenen, die vorausstürmend den Folgenden Bahn brechen? Und wie der Befehl gedacht war, ist seine Aufnahme: Wer ein Gewehr trägt, eine Handgranate besitzt, eine Pistole schleppt oder ein MG. bedienen kann, eilt nach vorn, schart sich um den Kern, um die Führer und Männer der germanischen ϟϟ-Division. — So zieht die Kolonne ihren Weg. Sie ist lang, eine unübersehbare Schlange. Immer noch stehen links und rechts Männer auf, fassen die Waffen und treten ins Glied. Im letzten Gehölz vor der Weite des Feldes läßt ihr Führer halten. Ein letztes Flüstern geht durch die Reihen: „Erst schießen auf Befehl, niemand wirft sich hin, Parole Freiheit!"

Man muß den toten Punkt überwinden

Das, was in dem nachfolgenden Feldpostbrief eines Kompanieführers gesagt wird, will ganz wörtlich verstanden sein; es geht dich an und mich, es geht uns alle ganz persönlich an:

... Trotz dieser schweren Tage sehen wir mit Zuversicht in die Zukunft. Aber das eine unheimliche Bewußtsein verfolgt mich oft, daß nämlich die völlige, im letzten Sinne absolute Unbedingtheit dieses Krieges noch viel zu wenig Europäern restlos klargeworden ist. Zwar spricht es sich mehr und mehr herum. Aber die ganze Härte des Krieges erfaßt eben doch nur viel zu wenige.

Der Bolschewist will nach Westen, und mit ihm schreitet der Tod -- für uns alle, ohne Ausnahme. Wir kämpfen um Sein oder Nichtsein — wir alle, wir im Reich und in allen Ländern Europas. Das, was uns vom Osten her droht, ist die völlige Vernichtung; der Bolschewismus ist die absolute geschichtliche Verneinung all dessen, was wir sind, möge man es bezeichnen, wie auch immer. Und der Russe ist stark, besonders in dem einen, das bisher stets alle Auseinandersetzungen entschieden hat, im Gemüt. Er ist so phantastisch gesund, daß auch das bolschewistische Gift ihm nichts anhaben konnte. Dieses wirkte vielmehr als eine Art Spaltpilz, der die stummen Kräfte erst in Bewegung setzte, die nun blind aber unaufhaltsam ihrem inneren Gesetz folgen. Der Bolschewismus ist in der bisher armen russischen Geschichte ein ganz großes Ereignis, etwas, das weite Massen dieses Riesenvolkes geschichtlich bewegt hat und noch bewegt. Die Russen gehen unbeschwert in diesen Krieg. Wir tragen ein reiches Erbe mit uns, das uns belastet.

Es ist so, wie der Führer einmal gesagt hat: Das letzte Bataillon siegt; mit anderen Worten, wer den letzten Schuß abgibt, hat gewonnen, ganz gleich, wie die Partie sonst stehen mag, ganz gleich, wo dieser letzte deutsche Schuß fällt. Wer fünf Minuten nach zwölf noch die Waffe schußbereit auf den Gegner zu richten vermag, der hat gewonnen, und stehe er auch als Einzelner gegen Tausend.

Es liegen sehr bittere Wochen hinter mir, Wochen voll grauenhaften Erlebens. Aber wir Soldaten erfahren hier im Osten eine ungeheure Selbstbesinnung und Ernüchterung über uns selbst. Wir werden hier sauberer, besser, härter, gesünder. Die Soldaten, die nun schon über zwei Jahre in Rußland aushalten, das sind die besten Männer unseres Volkes, weitaus die besten. Es ist so: man müßte die Rekruten nicht mehr in deutschen Kasernen mit Duschräumen, Betten, Spinden usw. ausbilden, sondern in russischen oder polnischen Drecknestern. Man müßte die Divisonen nicht mehr in Westeuropa aufstellen, sondern in Sowjetrußland und in Polen.

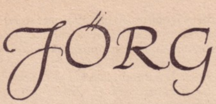
Neulich nahm ich zwei Versprengte auf, die waren zehn Tage zuvor in den Haag gewesen. Es ist uns hier völlig klar, daß man von solchen Leuten, mögen sie noch so gut ausgerüstet sein, vorerst nicht viel erwarten kann. Da ist es dann schade um das, was bei den ersten Gefechten alles verlorengeht. Diese Ansicht spricht sich immer mehr herum. Auch Truppenteile, die zwecks Auffrischung oder Umschulung länger in der Heimat waren, taugen nicht mehr so viel, als wenn sie nie dort gewesen wären. Man muß erst

den „toten Punkt“ überwinden; man muß verlernen, rückwärts zu schauen, man muß lernen, daß der Weg zu dem wirklichen und wahren Leben eben nur über den Umweg der Niederwerfung des Gegners geht, daß es kein Zurück gibt.
Die Heimat ist zu schön für uns; sie macht uns krank, schlapp, weich. Das hat mit der Stimmung zu Hause nichts zu tun. Sondern die Geborgenheit, die Angemessenheit des gesamten Lebens an unser Sein, das ist es, was uns so krank macht, wenn wir zurückkehren in das russische Elend, in die Verlassenheit und Öde einer unerbittlichen Forderung, die so absolut wohl nur den Athenern gestellt wurde in ihrem Kampf gegen Sparta, oder Caesar in seinem Kampf gegen Vercingetorix.
Das muß man begreifen, auch rein gefühlsmäßig, sonst erliegt man dem ungeheuren Druck, der seelisch auf einem lastet. Hat man das begriffen, so verschwindet dieser Druck sofort. An die Stelle tritt ein eiskalter aktiver Wille, es mit dem Feind aufzunehmen und ihn um jeden Preis zu schlagen.
Bei meinen verschiedenen Aufträgen habe ich ganz verschiedene Divisionen kennengelernt, solche, die seit 1940 ununterbrochen in Rußland sind, solche, die in Deutschland während des Krieges und solche, die in Frankreich aufgestellt wurden. Die letzteren sind es, die sich am schwersten mit der Voraussetzungslosigkeit des russischen Landes vertraut machen können, um den Blick frei zu bekommen für die gewaltigen Möglichkeiten dieser Weiten, die dort auf die europäische Gestaltungskraft warten.
Es spukt eben in jedem Kopf: „Damals in Frankreich —!“, statt zu sagen: „Hier bin ich, hier bleibe ich — und wenn es hier nicht schön ist, so wird es eben schön, dafür bin ich der, der ich bin!“ Das letzte sagen leider nur allzu wenige. Wenn wir uns festbeißen würden in die russische Erde — die Sowjets würden uns da nie fortkriegen. Aber leider beißen sich nur wenige hier fest; träumen von dem Ende des Krieges zu Hause, aber nicht von dem Ende des Krieges als freier Mann im Osten. Und das ist sehr schade. Dahin muß es kommen. In dem Augenblick kann der Russe sich anstellen, wie er will; er kommt nicht ein Stück vorwärts ...“

Wenn wir die alte Welt in Trümmer gehen sehen, fragen wir doch nicht zu sehr danach, ob auch viel Wertvolles und Unwiederbringliches dabei zunichte werde! Das macht traurig und schwächt die Kampfkraft. Fragen wir uns lieber, ob wir in uns noch einen Funken jener Kraft spüren, die uns zur Errichtung des Reiches aus Fleisch und Blut befähigt. Ist das der Fall — und ich weiß, daß die Besten von uns diesen Glauben felsenfest besitzen —, dann werden wir auch die Kraft haben, die hohen Werke neu zu bauen dort, wo uns kein altes Gemäuer mehr hindert — in den Weiten des Ostens und über den Trümmern des Westens. Die Dome fielen, ihr heiliges Maß lebt unzerstörbar fort in unserem Blut. So sind wir frei zum Kampf und werden später frei sein, nach dem ewigen Maß die neuen Burgen einer neuen Zeit zu bauen.

Einfach und natürlich zu sein,
ist das höchste und letzte Ziel.

NIETZSCHE



Jörg

BILDNIS EINES KAMERADEN

Ich mußte immer an den „Kornett" Rilkes denken, wenn ich Jörg, den Kradmelder, sah. Rank und schlank ging er unter uns mit langen, federnden Schritten, wie ein edles Pferd unter Zuggäulen. In all seinen Bewegungen war eine unerschütterliche Gelassenheit, die den Ernst seines Wesens niemals in Traurigkeit versinken und seine Fröhlichkeit nie in Lustigkeit sich überschlagen ließ. Einem, der seine stille Überlegenheit für frühreife Überheblichkeit ansah und der ihn deswegen zur Rede stellte, antwortete er: „Der Unterschied zwischen mir und den meisten ist wohl nur der, daß ihnen der Gehorsam zur Gewohnheit geworden ist, nicht aus Pflicht, sondern aus Bequemlichkeit. Ich aber muß jedes Gehorchen mir selber befehlen, damit ich nicht müde werde, immer willig bleibe und frei, daß ich stark werde, immer größeren Dienst auf mich zu nehmen. Die Natur schenkte mir Anlagen zum Künstler, das Schicksal aber gab mir die Pflicht zum Soldatsein. Der Künstler und der Soldat haben, so verschieden ihre Art und Arbeit ist, ein Gemeinsames. Wer es nicht reinen Herzens ist, dem wird das Leben ein Fluch."

Jörg war, obgleich der Jüngste unter uns, doch durch seine ganze Art unser heimlicher Führer. Mit keinem war er vertraulich, und doch stand er allen nahe. Seine Gegenwart weckte in jedem ein Stück verschüttete Jugend auf, ließ dunkle, vom schweren Tritt des Lebens zertretene Sehnsucht wiederaufblühen, diese Sehnsucht, mit der wir als Knaben am Lagerfeuer im dunklen Tann saßen und träumten und sangen. All diese Gefühle fanden nun wieder leisen Klang in uns:

> Wir reiten und reiten und singen,
> im Herzen die bitterste Not.
> Die Sehnsucht will uns bezwingen,
> doch wir reiten die Sehnsucht tot — —

sangen wir wieder, und wir schämten uns der rauhen Inbrunst nicht, die Gewalt über uns bekam wie ein Gebet.

Die jagende Folge der kampferfüllten Tage, in die uns der Krieg hineinwarf, ließ uns kaum Zeit, über die Notwendigkeiten und Pflichten unseres täglichen Dienstes hinaus weiteren Gedanken nachzuhängen. Ab und zu nur, in Gefechtspausen oder bei der Bereitstellung unseres Regimentes zu neuem Angriff, kamen wir wieder zum Bewußtsein unserer selbst.

Die Wirklichkeit der Front verträgt ja keine großen Worte, ein böses Wissen will alles Ideale in uns vergiften. Wer wagt es noch unter uns, wer fühlt sich so rein, der Grauenhaftigkeit die Stirn zu bieten, die ganze harte Unerbittlichkeit des Krieges nicht zu verschweigen und zu verhüllen, sondern noch härter mit dem Schwert des Geistes darauf zu schlagen, daß aus den Tatsachen Funken wie aus Stein fliegen, die die Herzen und Willen entzünden.

Jörg konnte es. Als wir eines Abends den ersten aus unserer in Not und Gefahr vielfach erprobten Gemeinschaft zerschossen unter seinem Krad finden und wir in einer seltsamen, verlegenen Beklemmung zusammenhocken, keinen Ausweg für unseren Schmerz wissend, stimmt Jörg ganz leise das Lied vom guten Kameraden an. Und als wüchsen seine Worte aus der schlichten Melodie heraus, weiß er die großen Worte Zarathustras so selbstverständlich und feierlich still zu sagen, daß wir uns nicht wundern und daß keine Abwehr in uns mehr ist:

> Alles Lebendige ist ein Gehorchendes:
> Das aber ist die Hingebung des Größten,
> daß es ein Wagnis ist und Gefahr,
> und um den Tod ein Würfelspielen.
> Wahrlich, wo es Untergang gibt und Blätterfallen,
> siehe, da opfert sich Leben.

Und dies Geheimnis redete das Leben selber zu mir:
Siehe, sprach es, ich bin das, was sich immer selber überwinden muß. — Dann steht er auf, streicht mit abweisend herrischer Geste seinen schwarzen Haarschopf aus der Stirn, setzt den Stahlhelm auf, zieht den Riemen unter das Kinn: „Laßt uns weiterfahren! Wir sind noch nicht am Ziel."

Knatternd jagen wir hinaus in die Nacht. Wir möchten schreien, schreien. Aber das können wir nicht. So fahren wir — fahren — — —

Wo die Grenadiere unseres Regimentes „List" marschierten, in Staub und Hitze, in Schlamm und Regen, in Schnee und Eis, wo sie kämpften, wo sie stürmten und siegten, wo sie litten, starben und verdarben, am Bug, am Dnjepr, am Donez und am Don — überall, auf dem drängenden Vormarsch und während der erbitterten Rückzugskämpfe, waren auch die Kradmelder immerfort im Einsatz, Meldungen fahrend, Wege suchend. Hart wurden die Hände, verschlossen die Seelen, schmal und verbissen der Mund. Jörgs Gesicht sah aus, wie aus Holz geschnitzt. Seltsam groß standen seine Augen darin, tief und blau wie die Seen in den Bergen seiner Heimat. Sie schienen alle Menschen und alle Dinge, auf denen sie ruhten, nach irgend etwas zu fragen, auf irgend etwas zu warten.

An einem Sommerabend sitzen wir nach langer, ermüdender Fahrt in einem Dorf am Don. Es ist Sonntag. Auf den Treppen der weißen Häuser sitzen buntgekleidete Mädchen und singen. Mit feierlichen Schritten geht der Abend über die Erde. Bis zum Horizont schleift sein Brokatgewand aus Tausenden von Sonnenblumen. Funkelnd und glitzernd rauscht goldenes Lichtgeschmeide in den grauen Wellen des Stromes. Fern ist der Himmel aufgetan wie ein Tor, und die Wolken hüllen die sinkende Sonne in purpurne Gewänder.

Atemlos stehen wir in dieser erschütternden Schönheit. Unwillkürlich haben sich unsere Hände gefaßt. Eines Dichters Wort, dessen Namen mir die Zeit verwischte, fällt mir ein, und ich sage es leise:

> Die Sonne untergehen sehen —
> und einen Menschen liebhaben —
> das ist alle Schönheit
> und der Weisheit letzter Schluß.

Jörg sieht mich an. Aus dem abwesenden Träumen in seinen Augen blüht es auf wie ein staunendes Erwachen: „Ja, sagt er, einen Menschen liebhaben — —! Ich weiß nicht, wie das ist, eine Frau liebhaben — aber ich habe eine Mutter. Mein Vater ist tot, er fiel am ersten Tage des Feldzuges gegen Sowjetrußland beim Übergang über den Bug. Ich muß immer an ihn denken — kannst du das verstehen, daß ich ihn mehr liebe als meine Muttėr, die mir doch das Liebste auf Erden ist. Ich kann es fast selbst nicht fassen, und doch ist es so. Das ist mir heute klargeworden, an diesem Abend, als ich die Sonne untergehen sah. Sieh, um meine Mutter werde ich weinen, wenn sie stirbt. Doch als ich erfuhr, daß mein Vater gefallen war, da war es mir zuerst, als fröre alles in mir zu Eis. Dann aber geschah es mir, als fühlte ich eine Flamme mein ganzes Wesen ergreifen. Und ich begriff plötzlich, was es heißt — dieses von mir immer eigentümlich kühl empfundene Wort — Vaterland.
Sieh, demütig möchte ich vor der Liebe meiner Mutter knien, vor der Liebe meines Vaters aber muß ich aufrechtstehen und stolz sein.
Heimat, das ist uns das Mütterliche, Tiefe, Heimat — das ist die Erde, auf der wir leben. Vaterland aber ist das Männliche, das Hohe, Vaterland, das ist der Himmel, der unermeßlich über der Erde sich dehnt, ist das Ideal, für das wir sterben — ist die Fahne.“ — — —
Ein ernstes Leuchten steht in seinem herben Gesicht. Still gehe ich fort und lasse ihn mit sich allein. Lange sehe ich ihn noch stehen und ins Abendrot schauen. Es ist mir, als nehme er Abschied von der Welt.
In den erten Wintertagen ereilte ihn sein Geschick. Es ist Abend. Wir sitzen in einer halb zerfallenen Panjehütte. Der Sturm heult über die wellige, weiße Ebene, prallt und schlägt gegen unsere düstere Hütte, daß das morsche Gebälk kracht und ächzt. In gespenstigem Reigen tanzt und wirbelt der Schnee um die lange Pappel draußen vor dem Fenster. Wie ein Mensch steht sie da und ruft und schreit mit langgezogener Stimme angstvoll vor dem heulenden Totengesang der Sturmgeister. Ein herunterhängender, abgebrochener Ast streicht in regelmäßigen Abständen am Fenster vorbei. Bleich kauern wir in der Dämmerung und starren nach draußen. Stundenlang hocken wir so, eingehüllt in unsere langen Kradmäntel. Es wird finster.
He, sagt einer, wollen wir nicht doch Licht machen. Er zieht einen Kerzenstummel aus der Tasche und zündet ihn an. Müde blinzeln wir in das zuckende Flämmchen. Und seltsam — als wenn dem kleinen Schein der Kerze eine Zaubermacht innewohnte, legt sich auf einmal draußen der Sturm, streicht noch einmal heulend über das Haus und erstickt dann in einer ungeheuren Stille.
Da klopft es plötzlich draußen an die Wand. Wir sehen uns an. Lauernd, unheimlich ist diese Ruhe, als hockte irgendwo in der verlassenen öden Steppe ein böser Geist, der allen Herzschlag und alle Bewegung in sich hineinsaugt. Und auf einmal wieder dieses seltsame Klopfen, einmal, zweimal, dreimal, als pochte jemand und begehrte Einlaß. Da steht Jörg auf und geht hinaus. Wir schauen ihm eigentümlich beklemmt nach. Einer zeigt auf den winkenden Pappelast am Fenster — versucht zu lächeln. —
Da — was ist das? Von ganz weit her ein langgezogenes, wild anschwellendes Heulen, ein zischendes Jaulen — krach! Es wirft uns fast hin. Hart

und kalt, als klatsche eine riesige Hand auf ein Stück Eis, hat es geknallt. Jetzt rauscht, knackt und splittert es — lang verhallend eilt ein dumpfes Rollen in die Nacht — ein schüttender Ruck über uns: Die hohe Pappel ist, von der Granate getroffen, in unser Hüttendach eingestürzt. Mitten in diesen Schlag hinein, ist die Tür aufgerissen — und als sei er aus der Erde gefahren, steht mitten unter uns verdutzten Gestalten lang aufgereckt Jörg — schreit: Alarm — Alarm! — schreit und fällt hin, die noch rauchende Leuchtpistole in der verkrampften Hand. Über ihn hinweg stürzen wir hinaus, mit fliegenden Händen unsere Waffen ergreifend, Handgranaten, Maschinenpistolen, Karabiner. —

Da kommen sie heran, auf Schlitten heranjagend, die wilden Söhne der Steppe — spukhaft — unheimlich — der leibhaftig gewordene Vernichtungswille, wie von einer unsichtbaren Geißel vorwärtsgetrieben — näher und näher. —

Jäh springt der Tod aus der lauernden Stille und fegt in den Salven unseres schlagartig losrasenden Feuers den Spuk auseinander und verwandelt ihn in aufbäumende Pferdeleiber, krachende Schlitten, schreiende Menschen. Und noch einmal wirbelt des Todes Trommelschlegel — und noch einmal prasseln und peitschen unsere Geschosse in das Gewimmel — und noch einmal — — —. Dann ist die Gefahr vorbei, in wilder Flucht suchen die nachdrängenden Haufen das Weite. Wir atmen auf — jetzt erst die Nähe des Sensenmannes spürend, der uns zum Tanze gerufen.

Am andern Morgen haben wir Jörg begraben. Bleich stand die Sonne über der schneeglitzernden Ebene. Immer muß ich an den „Kornett" denken, wenn ich Jörgs Bild sehe: Seid stolz, Mutter — ich trage die Fahne. — — —

W. Joosten

Das hat die völkische Weltanschauung von der marxistischen grundsätzlich zu unterscheiden, daß sie nicht nur den Wert der Rasse, sondern damit auch die Bedeutung der Person erkennt und mithin zu den Grundpfeilern ihres ganzen Gebäudes bestimmt. Das sind die tragenden Faktoren ihrer Weltauffassung.

ADOLF HITLER / MEIN KAMPF

UNSERE HELDENSAGE

Sturm der Herzen gegen Stahl und Eisen

Mit grauendem Morgen hatten die Bataillone des Stoßkeils den Ring der Bolschewisten gesprengt. Dann aber waren die Rudel der T 34 aus den tiefen Flanken in den langgestreckten, schwachgesicherten Kanal gestoßen, durch den die Verwundetenkolonnen, die Trosse und die ringsum stehenden Truppen abfließen sollten. Die nötigsten Panzerabwehrwaffen fehlten, die Dauer und Härte der materialfressenden Kesselschlacht hatte sie verschlungen. Unser letzter Panzer liegt abgeschossen im Schlauch; für eine Kanone ist keine Munition mehr da. Die Schützenschleier arbeiten sich zurück, sehen, wie sich ein Teil der Panzer gegen die am Fuß verharrenden eigenen Stoßtruppen wendet und wie der zweite Pulk sich auf der Höhe zerstreut, der kommenden Beute aufzulauern. Die erwarteten Opfer in Gestalt langer Fahrzeugkolonnen bleiben jedoch vorerst aus. Entschlossene Führer haben noch zur rechten Zeit die Wagenzüge abgefangen und gestoppt. Trotzdem ist die Situation äußerst kritisch. Die wenigen, kleinen Waldstücke sind übervoll, auf den Wegen stehen dicht an dicht die Panjekolonnen, überladen mit Verwundeten. Nach dem langen Nachtmarsch sind die beißende Kälte und die pfeifenden Windstöße doppelt quälend. Dazu wühlt in den Eingeweiden nagender Hunger, und nun erwacht auch die feindliche Artillerie und klopft wahllos das Gelände ab.

Keiner wußte, woher zuerst der erlösende Ruf kam, wer ihn aufnahm und wer ihn weitergab: „Wikinger vor!" Niemand fragt. Wer ein Gewehr trägt, eine Handgranate besitzt, eine Pistole schleppt oder ein MG. bedienen kann, eilt nach vorn, schart sich um den Kern, um die Führer und Männer der germanischen ᛋᛋ-Division.

Gegen Mittag war es so weit. Aus den Haufen, den Grüppchen und Einzelgängern haben entschlossene Führer Kompanien in Zügen und Gruppen gebildet und sich selbst an die Spitze gestellt. Die da nebeneinander den Weg ins Ungewisse antreten, kennen kaum den Nebenmann. Angesichts der Schlacht zählt nur der Waffenträger. Wie vielen ist bekannt, daß der Mann an ihrer Spitze ein General ist? Er geht vorne, das ist die Hauptsache, in der rechten Hand ein Gewehr und in der linken den Birkenstock.

So zieht die Kolonne ihren Weg. Immer noch stehen links und rechts Männer auf, fassen die Waffen und treten ins Glied. Im letzten Gehölz vor der Weite des Feldes läßt ihr Führer halten. Ein Flüstern geht durch die Reihen: „Erst schießen auf Befehl, niemand wirft sich hin, Parole Freiheit!"

Es ist eben zwölf Uhr vorüber. Jetzt haben wir die schützende Bodenwelle verlassen, vor uns ist nichts mehr als der Feind. Fast ohne Kommando haben wir uns auseinandergezogen und lassen die feindlichen MG.-Schützen ihr Ziel suchen. Vor uns muß jetzt die erste Widerstandslinie sein, die Sicherung der Feindpanzer. Es geht vor, aber es fehlt der Schwung des Angriffs, es ist noch nicht der unwiderstehliche Anlauf, den die Alten von den großen Angriffsschlachten her kennen. Bis vorne ein Schrei kommt, sich fortpflanzt über das weite Feld, einer Fahne gleich über Angreifern und Verteidigern, über Leben und Tod steht: „Freiheit — Freiheit" ...

In diesem Ruf geht der Lärm der Infanteriewaffen unter.
Läuft da nicht ein Flame, reißt nicht zehn Schritte weiter ein Däne sein Gewehr hoch, stürmt nicht dort ein Niederländer? Sind die, die sich über das verfluchte Flanken-MG. stürzen, Reichsdeutsche oder Männer aus der Batschka und dem Banat? Gleichgültig, der Angriff rollt hinter einem Feldruf dem Ziel entgegen: Freiheit! Hinweggefegt, zerschlagen ist die feindliche Infanteriesicherung. Längst ist aus der gestaffelten Formation eine einzige Brandung gegen den Damm vor uns geworden. 400, 500 Meter weit mag die Waldspitze weg sein, aus der die Weiterhetzenden der Eisenhagel unzähliger Explosionen überfällt. Eine Granatwerferstellung bildet eine schwere Sperre. Der Weg dahin ist weit und blutig. Der halbe Kilometer erscheint uns die weiteste Strecke unseres Lebens, aber da packt uns wieder der aufpeitschende Ruf und wird zum Fanal: „Freiheit . . . Freiheit!"
Mit der letzten Kraft stürzen wir ins Wäldchen, in den würgenden Nahkampf, in das Brüllen, Stechen, Schießen, Schlagen . . .
Dann aber ist unsere Kraft zu Ende. Wir stolpern über die eroberten Stellungen, über die Waffen und ihre erschlagenen Bedienungen und lassen uns in den samtweichen Schnee fallen. Nach einer Weile geht der General zwischen uns durch. Der Marsch geht weiter.
Seht ihr die drei Eisenkästen da auf der Höhe, aus deren Rohr eine Feuertüte nach der anderen fliegt? Was sollen ein paar hundert Infanteristen gegen drei T 34 ohne panzerbrechende Waffen? Menschen gegen Panzer? Es muß sein, es gibt keinen anderen Weg.
Und dann bricht der Sturm los, der Sturm der Herzen gegen Stahl und Eisen. Mit rasendem Feuerhagel wehren sich die Panzer, jagen Sprenggranate um Sprenggranate, Garbe um Garbe herüber. Keuchend geht der Lauf hügelan, das Feld hinter uns ist gesprenkelt von Toten und Verletzten, und noch immer feuern die Panzer.
Diesem Sturm widersteht der Teufel nicht. Und plötzlich bricht das Knallen, Bersten und Zirpen ab, Motoren heulen auf. Sie türmen vor uns, vor einer Welle Infanteristen! Einer aber hat einen Moment zu lange gezögert, schon sitzt ihm ein Unterscharführer im Genick, irgendwoher hat er eine geballte Ladung, zieht sie ab, springt herunter — hinter ihm aber rutscht sie wieder vom anfahrenden Panzer. Schon ist er wieder hoch, schnappt das Handgranatenbündel, rast hinter dem Koloß her, erreicht ihn — in diesem Moment verschlingt eine riesige weißgraue Wolke das Ende. Am Panzerwrack vorbei zieht die Schar, voran der General. Vielleicht die Hälfte noch, vielleicht noch weniger. Sie müssen weiter, schnell, schon sind Melder zurück, um die Kolonnen durchzuschleusen, vielleicht stehen dort hinter den Katen noch einmal Panzer. Aber als zum letztenmal der Ruf, geboren aus einem inneren Befehl in der Stunde der Not, aufbrandet, schlägt ihm kein Bleihagel mehr entgegen.
Und dann sehen sie plötzlich vor sich die Panzerspitze der Entsatzdivisionen. Und einem Blitzschlag gleich schlägt der Zuruf des ersten Kommandanten herüber: „Hierher, hier ist die Freiheit!"

Wer sein Volk retten will, kann nur heroisch denken.

ADOLF HITLER

Am Wege unſerer Diviſionen

Hier bringen wir von Zeit zu Zeit Bilder von Erlebnissen, die für die Gesamtheit einer SS-Division oder sonstwie zusammengehörenden SS-Mannschaft Sinnbild ihres gemeinsamen Kampfes wurden, der Treue und Kameradschaft, der Verschworenheit in Freud und Leid, Erlebnisse, die uns auch künftig erheben und stark machen.

*

DIE SS=DIVISION „WIKING" ZERBRACH DEN RING UM TSCHERKASSY

Wochen- und monatelang stand die SS-Panzer-Grenadier-Division Wiking im Kessel von Tscherkassy in erbitterten Kämpfen gegen einen zahlenmäßig weit überlegenen Gegner. Der Ausbruch aus diesem Ring unter der Führung von SS-Gruppenführer Gille war eine Tat von heroischer Größe. Die Kraft des Willens, des Mutes und der Seele hat wieder einmal die Masse und das Material überwunden.



Über die schneeverdeckte Ebene rast der eiskalte Sturm, aber unaufhaltsam stürmen die Männer nach Westen und durchstoßen trotz unsagbarer Strapazen die tiefgestaffelte sowjetische Linie.

Am Tage vor dem Durchbruch sammelt sich bespannte Artillerie in den Bereitstellungsräumen zum entscheidenden Stoß, der um Mitternacht in aller Ruhe beginnen soll.

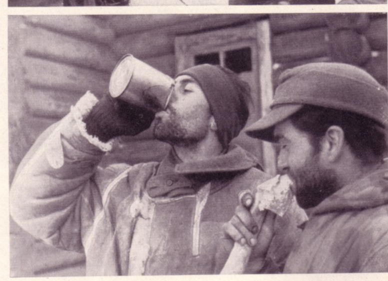


Für die Zeit des Wartens in der Bereitstellung haben sich diese beiden in einem Strohschober eingerichtet. Er schützt vor der grimmigen Kälte. Heute nacht werden diese Männer den tiefen Ring, den die Sowjets um ihre Division gelegt haben, durchbrechen.

Der Kessel von Tscherkassy ist gesprengt. Eichenlaubträger ᛋᛋ-Sturmbannführer Dorr im Gespräch mit einem Zugführer, der durch seinen persönlichen Einsatz zwei sowjetische Pakgeschütze samt ihrer Bedienung im Nahkampf vernichtete.



Hastig wird die erste Verpflegung eingenommen. Das sind die Männer, die in fast übermenschlichem Heldentum mit der blanken Waffe den Ring der Bolschewisten sprengten.



Noch ist das gewaltige Erlebnis des Kampfes kaum verklungen, stürzen sich die ᛋᛋ-Männer begierig auf den ersten Gruß aus der Heimat, der ihr Einsatz gilt. Was in solchen Augenblicken auch nur eine Zeitung bedeutet, das kann nur der ermessen, der selbst wochen- und monatelang auf jegliches gedruckte oder geschriebene Zeichen aus dem Vaterlande verzichten mußte.



Um nicht vor Ungeduld zu zerspringen, muß die eintönige Fahrt im Güterwagen irgendwie überbrückt werden. Ein zünftiger Dauerskat ist hierzu gerade recht.



Nun kann niemand mehr daran zweifeln, daß es wirklich der Heimat entgegengeht. Schon kommen an einer Zwischenstation die ersten deutschen Mädchen an den Zug und bringen in Kästen gutes deutsches Bier. Ein erstes frohes Wiedersehen, dann aber wächst wieder die Ungeduld. Nur keinen weiteren Aufenthalt mehr; weiter ins Reich, weiter in die Heimat!

Der König der Goten

Seit anderthalb Jahrtausenden bald lebt er im Gedächtnis der Sage fort: Theoderich, der gewaltige Dietrich von Bern. Unlöslich ist sein Name mit dem Schicksal des germanischen Reiches verknüpft. Als der frühe Tod Kaiser Heinrichs VI. im Jahre 1197, fast sieben Jahrhunderte nach dem Hingang des Gotenkönigs, das alte Reich mit in das Verderben riß, da wollte man an der Mosel auf schwarzem Rosse die Riesengestalt Dietrichs von Bern gesehen haben, die unheilverkündend durch die Lande ritt. Denn nie war im Bewußtsein des Volkes die Erinnerung an den Heldenkönig der Völkerwanderungszeit gegenwärtiger als in den Zeiten höchster Not.

In keiner Gestalt der Völkerwanderung sind Glanz und Tragik jener frühen Jahrhunderte unserer Geschichte so ergreifend verkörpert wie in Theoderich, dem König der Ostgoten. In einer Schicksalsstunde seines Volkes erblickte der Sohn des Gotenfürsten Theodemir um das Jahr 455 das Licht der Welt. Seit bald einem Jahrhundert, seitdem das östliche Großgotenreich von den Hunnen überrannt worden war, befanden sich die Ostgoten in ständiger Bewegung. Sie, deren heldenmütiger Widerstand den andringenden Hunnen einst viel zu schaffen gemacht, hatten später unter dem Großvater Theoderichs dem König Attila eine Zeitlang Heeresfolge geleistet, nach dessen Tode aber die Herrschaft der Hunnen abgeschüttelt und in der Donauebene ein eigenes Reich begründet.

Doch ihre ständig anwachsende Volkszahl, die Unergiebigkeit des mangelhaft genutzten und ausgesogenen Landes, das unausgesetzte Nachdrängen von Wanderstämmen aus dem aufgerührten Osten zwangen die Ostgoten zu neuer Wanderung. Sie hatten nur die Wahl, entweder im Kampfe mit dem Kaiser von Byzanz sich im Südosten Land und Boden zu erobern, oder aber den germanischen Herren Italiens, den Erben des Westreiches, neuen Siedlungsraum abzutrotzen.

In diesen Tagen des Aufbruchs wurde Theoderich in der Gegend des Plattensees, dem heutigen Westungarn, geboren. Unbeschadet seiner unehelichen Herkunft galt Theoderich als vollberechtigter Erbe des Königtums. Denn nach Auffassung unserer Vorfahren war der reine Sproß aus germanischem Blut, mochte er auch nach späteren, christlichen Begriffen „unehelich" geboren sein, Träger des Königheils. Hätte diese altgermanische Auffassung die damals bereits christianisierten Ostgoten nicht bestimmt, so wäre unser Volk um die Gestalt eines großen Königs ärmer.

Da die Ostgoten, wie alle übrigen Germanenstämme, mit Weib und Kind und ihrer ganzen Habe auf Raumsuche gingen, war auch der junge Theoderich mit dabei, als sein Volk über Singidunum (Belgrad) in die Balkanhalbinsel einbrach und mit den byzantinischen Heeren zusammengeriet. Die Feldherren des Kaisers wurden geschlagen, und noch einmal kam es zu einem gütlichen Vergleich. Gegen die Zusicherung eines größeren Gebietszuwachses und erheblicher byzantinischer Tributzahlungen gingen die Ostgoten ein Bündnis mit dem Kaiser in Konstantinopel ein. Einem Brauche jener Zeit folgend, wurden zur Bekräftigung des Freundschaftsbündnisses die Söhne

gotischer und byzantinischer Großer gegenseitig ausgetauscht. Unter den gotischen Knaben, die als Geiseln nach Byzanz gingen, war auch Theoderich, der Sohn des Teilkönigs Theodemir.

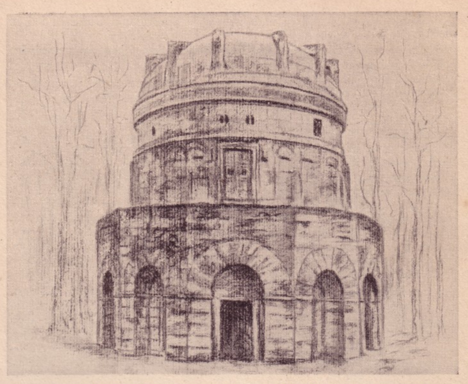
Zehn entscheidende Jahre seiner Entwicklung hat der junge Theoderich in der Hauptstadt des oströmischen Reiches verbracht. Byzanz, die goldene Stadt am Bosporus, mit ihren Marmorpalästen, Denkmälern und Gärten, galt als die Hauptstadt der Welt, seitdem der ehrwürdige Glanz des kaiserlichen Roms verblaßt war. Das „neue Rom" war in jenen Tagen nicht nur der stolze Mittelpunkt eines immer noch gewaltigen Imperiums und Stätte einer verfeinerten Geistigkeit, sondern die Verderbnis einer alt gewordenen Zeit trieb in dieser Weltstadt an der Schwelle des Orients ihre üppigsten Blüten. Vom ersten Tage an stellte sich für die unverbrauchte Kraft des jungen Theoderich die Frage, ob er für immer sich in dem Irrgarten der Umtriebe und Verlockungen von Byzanz verlieren oder aber, an Erfahrung und Klugheit reicher, zu dem Volke zurückfinden würde, das er dereinst führen sollte.

Eine harte und gefährdete Jugend, der Zwang zu dauerndem Wachsein und zu stündlicher Selbstbehauptung gegenüber einer feindlichen Umwelt waren, wie für alle Großen der Geschichte, so auch für Theoderich die beste Vorbereitung auf seinen Königsberuf. Er ist der gleißenden Pracht und der verführerischen Anziehungskraft des unheimlichen Byzanz nicht erlegen, sondern geschmeidiger und umsichtiger zwar, aber als Gote und als Thronerbe nur noch gefestigter und entschlossener aus dieser kritischsten Probe seines Lebens hervorgegangen. Jene beiden Eigenschaften vollendeten Stahles, Härte und Biegsamkeit, die er als Führer seines Volkes tausendmal bewähren sollte, hat er in den zehn Jahren Lehrzeit in Byzanz erworben und erprobt.

Sehr bald trat die volle Verantwortung an den Sohn Theodemirs heran. 471, zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus Byzanz, wurde Theoderich zum König der Ostgoten erwählt. Bereits die ersten Handlungen des jungen Herrschers bewiesen, daß er nicht umsonst die gute Schule byzantinischer Politik an sich erfahren hatte. Als ein gelehriger Schüler des verschlagenen Kaiserhofes von Byzanz mischte er sich geschickt in die Machtkämpfe ein, die in jenen Tagen das oströmische Reich erschütterten, und errang sich durch diplomatische Gewandtheit und tatkräftiges Zupacken ein Ansehen, kraft dessen er schließlich als der mächtigste Mann nach dem Kaiser galt. Gleich anderen Germanenkönigen vor ihm ernannte ihn Kaiser Zeno im Jahre 483 zum Konsul und zum „Heermeister" des gesamten byzantinischen Reiches. Im Balkangebirge, in Griechenland und in Kleinasien focht Theoderich mit Erfolg für die Sache des Kaisers, und wie so mancher germanische Anführer der Völkerwanderungszeit konnte er darin sein Genügen finden, in Wahrheit selbst der heimliche Herr des Imperiums zu sein. Doch was Theoderich wollte, war nicht persönlicher Einfluß und der Ruhm des großen Abenteurers, sondern sein Bestreben ging dahin, dem unsteten Wandern der Ostgoten ein Ziel zu setzen und seinem Volke ein angemessenes Stück Erde zu sichern, auf welchem es leben und wachsen konnte. Auf der Höhe seiner byzantinischen Machtstellung gelangte der König zur Einsicht, daß die Nachbarschaft Ostroms für sein Volk eine ständige

Bedrohung darstellte und er nach neuem Siedlungsraum Umschau halten mußte.
Der Kaiser selbst, dem die Macht des Gotenkönigs unbequem zu werden begann, lenkte den Blick Theoderichs auf Italien. Auch dieses Herzland des ehemaligen Römischen Weltreiches war unter germanische Herrschaft geraten und befand sich seit einigen Jahren in der Hand des Söldnerführers Odovakar, der sich stolz „Rex Germanorum Italiae", König der Germanen Italiens, nannte. Freilich stand die Herrschaft König Odovakars auf schwachen Füßen, da er angesichts der zahlreichen romanischen Bevölkerung nur über eine Handvoll germanischer Krieger verfügte. Die überschlaue Politik von Byzanz, die den Anspruch auf Italien immer noch nicht aufgegeben hatte, gedachte nun den Ostgotenkönig gegen Odovakar auszuspielen, um auf diese Weise die beiden gefährlichen Rivalen mit einem Schlage loszuwerden. Der erste Teil der byzantinischen Rechnung ging glatt auf. Als Theoderich erfuhr, daß Odovakar den mit den Goten verbündeten Rugierkönig überfallen und getötet habe, setzte er seinen langgehegten Plan ins Werk und beschloß den Zug nach Italien. Als ernannter Regent Roms und des Westreiches unternahm er im Namen des Kaisers den Feldzug gegen Odovakar.

Ein gewaltiger Treck von 60 000 Kriegern, etwa 200 000 Frauen, Kindern und Unfreien und einer Unzahl von Wagen, so brach das Gotenvolk im Herbst 488 zu seiner letzten Wanderung auf. Der Zug, der in dem schweren Winter und unter steten Kämpfen nur langsam vonstatten ging, bewegte sich entlang der Donau und Save, durchquerte Slavonien und erreichte erst im Sommer des nächsten Jahres den Nordostzipfel Italiens. Odovakar, der sich im August 489 an der Isonzobrücke zum Kampf stellte, wurde gezwungen, den Weg nach Süden freizugeben und sich nach dem festen Verona zurückzuziehen. Vor den Toren dieser Stadt errang Theoderich im September einen neuen entscheidenden Sieg, der ihm den Beinamen Dietrich von Bern (= Verona) eintrug, unter welchem er noch zu Lebzeiten in die germanische Sage eingehen sollte.
Vier Jahre lang dauerte nach dieser Schlacht das Ringen um Italien mit wechselndem Erfolg noch fort. Obwohl Odovakar sich zunächst in Ravenna wieder einschließen lassen mußte, erlitt Theoderich kurze Zeit darauf durch Verrat eines Unterführers einen empfindlichen Rückschlag. Nur das Eingreifen der von jenseits der Alpen herbeigeeilten Westgoten rettete ihn vor dem sicheren Untergang. Zum zweiten Male wurde daraufhin Odovakar gezwungen, sich nach Ravenna zu flüchten, wo er sich nach einem mißglückten Ausfallsversuch, der „Rabenschlacht" der Sage, ergeben mußte. Im März 493 kam zwischen den beiden Germanenkönigen ein Ausgleich zustande, der aber nicht von langer Dauer war, da Theoderich den ehemaligen Herrn Italiens kurze Zeit darauf mit eigener Hand niederstieß. So setzte sich der König der Goten in den vollen Besitz des Erbes Odovakars.
Hatte Byzanz gehofft, Theoderich würde Odovakar nur beseitigen, um Italien dem oströmischen Kaiser zurückzugewinnen, so erwies sich nun der verhängnisvolle Fehler in der byzantinischen Rechnung. An die Stelle der unsicheren und gefährdeten Herrschaft des Söldnerführers war nämlich mit Theoderich die Macht des gotischen Volkskönigtums getreten. Der



Unweit von Ravenna, am Gestade des Meeres seitab von den lauten Straßen eines kleinen Geschlechts, steht das Grabmal Theoderichs. Ein von zehn schweren Bogen getragener Kuppelbau, ohne Mörtel aus unbehauenen, ineinander verzahnten Quadern zusammengefügt, fremdartig wie ein Hünengrab unter der grellen Sonne Italiens. Damit kein Sturm und keine Menschenhand ihm je etwas anzuhaben vermöchten, wuchtet auf dem zehnseitigen Bauwerk als krönende Kuppel ein einziger Steinblock von unvorstellbarem Gewicht: Und der gewaltige Druck bindet die verzahnten Steine erst recht, so daß der Bau dasteht wie ein Sinnbild der Unvergänglichkeit.

kluge Schüler von Byzanz dachte keinen Augenblick daran, seinen Trumpf aus der Hand zu geben. Er ließ sich unverzüglich von seinen Goten und den übrigen Germanen der Halbinsel zum König von Italien ausrufen und räumte dem Kaiser des Ostreiches lediglich den bloßen Schein der Oberherrschaft ein.

Mit derselben Tatkraft, die Theoderich bisher darauf verwandt hatte, seinem Volke neues Land zu gewinnen, ging er nun daran, die italische Heimstatt auszugestalten und zu sichern. Zunächst ließ er seinen Goten, die trotz des ewigen Wanderns das Handwerk des Pfluges nicht verlernt hatten, Grund und Boden zuweisen. Ein Drittel allen Grundbesitzes wurde, wie es schon Odovakar gehalten hatte, an die germanischen Bauernkrieger verteilt. Bei der Bodenverteilung selbst wie bei der Festlegung des Verhältnisses zwischen Goten und Römern ließ der König strengste Gerechtigkeit walten. Während die alteingesessene Bevölkerung ihre hergebrachte Verwaltung und Gerichtsbarkeit behielt und auch in ihrem Glaubensbekenntnis unangefochten blieb, war jede Verschmelzung zwischen

Germanen und Romanen durch ein strenges Heiratsverbot unterbunden. Die Wehrkraft des Gotenvolkes mußte um jeden Preis erhalten bleiben, wenn die Schöpfung Theoderichs Bestand haben sollte. Ein weiteres wesentliches Hindernis der Verschmelzung war der religiöse Unterschied zwischen dem römischen und dem stark germanisch durchsetzten arianischen Christentum. Freilich war die Herrschaft Theoderichs dadurch von vornherein gegenüber dem „rechtgläubigen" Byzanz im Osten und dem eben erst katholisierten Frankenreich im Westen benachteiligt. Der König und sein Volk galten bei den romanischen wie auch bei den germanischen Bekennern der Papstkirche als „Ketzer".

Diese innere Ablehnung verschwand in Italien auch nicht, als die Früchte der gotischen Herrschaft zu reifen begannen und in dem gepeinigten Lande Wohlstand und Ordnung wiederkehrten. Was der „Barbarenkönig" Theoderich in kürzester Frist an staatsmännischen Leistungen vollbrachte, verzeichnet die Geschichtsschreibung nur mit Ausdrücken höchster Bewunderung. Das halbverfallene, von Parteiungen zerrüttete Rom erlebte eine Zeit glanzvoller Spätblüte, so daß die Ewige Stadt noch einmal sich „Roma felix", das Glückliche Rom, nennen durfte.

Auch nach außen strahlte die kraftvolle Regierung Theoderichs mächtig aus. Nach langer Zeit wieder war Italien, das Herzland des alten Imperiums, Mittelpunkt einer gewaltigen Machtschöpfung. Das Ostgotenreich selbst umfaßte nebst der italischen Halbinsel Sizilien, das heutige Südfrankreich, die Alpenländer, den Donauraum bis in den äußersten Karpathenbogen und die Westhälfte des Balkans. Durch eine weitausgreifende Verschwägerungspolitik näherte Theoderich die umliegenden Germanenstaaten seinem Reiche an: das Wandalenreich in Nordafrika, die Franken und Burgunder in Gallien, die Alamannen, Bayern und Thüringer in Germanien, die Anten und Esten selbst an der Ostseeküste. Besonders enge schloß sich das Westgotenreich in Spanien an Theoderich an, das vorübergehend völlig in ostgotische Verwaltung genommen wurde.

In dem germanischen Staatensystem, wie es der Ordnungswille Theoderichs des Großen zusammenfügte, erkennen wir bereits die Umrisse des späteren Europa. Wenn Karl der Große, der „Vater des Abendlandes", mit Bewußtsein an Theoderich anknüpfte, so dürfen wir diesen mit Recht den Vorläufer des Abendlandes nennen. Mochte der vorgeschobene Posten der Wandalenmacht auch verlorengehen, mochte das Ostgotenreich Theoderichs selbst nach dessen Tode 526 in den Wirren der Nachfolge untergehen: An die Stelle der germanischen Goten traten die germanischen Langobarden, und derselbe Ordnungswille, der einst von Ravenna aus das Abendland durchwirkte, lebte als bewegende und heiligende Kraft in den Trägern des germanischen Reiches fort, dessen ewige Sendung in Dietrich von Bern zum ersten Male Gestalt gewonnen hatte.

Wo ein germanischer Heerkönig kämpfte und siegte, da ist unser Erbe.

Weshalb unsere Spinde keine Schlösser haben

Ein junger ϟϟ-Kamerad, ein lebenslustiger Blondschopf, hatte ein sonderbares und nicht alltägliches Lesezeichen gewählt: Einen funkelnagelneuen Zweimarkschein. Sicher war diese Wahl einer besonderen Laune entsprungen. Möglich, daß dieses kleine braune Papier mit der stolzen „Zwei" eine Erinnerung an Gisela verband, oder vielleicht war es die rote achtstellige Zahl, der sein besonderes Gedenken galt. Wer weiß, warum der junge ϟϟ-Schütze diese zwei Mark aus dem Geldumlauf gezogen hatte. Jedenfalls war dieser bankneue, ungeknickte Schein durch die frohen Stunden seines Bücherdaseins mitgewandert. Und nun war er weg! Ein Schabernack hatte ihm zwei alte Einmarkscheine in das Buch gelegt.

Hans-Jürgen hatte dafür zunächst mit einigen derben Ausdrücken quittiert. Aber eines Abends kam ein älterer Kamerad auf dieses Thema zurück. „Jungs", sagte er, „einer unserer Dichter hat einmal von glitschiger Seele gesprochen. Er sieht sie bei jenen jungen Mädchen, die sich die Fingernägel rot lackieren, die Lippen mit Ölanstrich versehen, kurz, wie ein Kabarettplakat herumlaufen. Aber auch unter den rasierten Gesichtern soll es Vertreter mit glitschiger Seele geben." Einige Ertappte grinsten verlegen. Ein Hamburger meinte: „Dann rutsch man nicht aus, Hein!" Worauf der Angefoppte sofort einhakte und meinte: „Gerade darauf will ich hinaus! Just auf das Nichtausrutschen kommt es im Leben an. Im Kleinen wie im Großen. Das Umwechseln des Lesezeichens wollen wir mal als einen Streich gelten lassen. Immerhin offenbart es bereits eine Gesinnung gegenüber der Unantastbarkeit fremden Besitzes, die auf ein glitschiges Rechtsgefühl schließen läßt. In all solchen Fällen, das laßt euch gesagt sein, bewegen wir uns noch auf jüdischen Plattfüßen. Wenn wir eine Auslese sein wollen, Künder eines artgemäßen Lebens, also Rasse, dann müssen wir uns auch in unseren Lebensgesetzen zu der Haltung unserer Vorfahren bekennen. Diese sahen Hab und Gut des anderen als heilig und unantastbar an. Wir wollen uns daran erinnern, daß schon im ältesten germanischen Recht die unberechtigte Aneignung fremden Eigentums unbekannt war, und wenn sie vorkam, als eine des freien Mannes unwürdige Missetat hart gesühnt wurde.

„Na, na", meinte Gert darauf, „nu laß man nicht gleich eines Spaßes wegen die Guillotine sausen!" „Aber davon rede ich ja gar nicht mehr", fuhr der ältere Kamerad fort, „sondern von dem Grundgesetz des Reichsführers-ϟϟ über die ‚Heiligkeit des Eigentums'. Vielleicht hat der eine oder der andere von euch es nicht ganz mitbekommen, daß der Reichsführer in seinem Zusatzbefehl vom 25. November 1937 auch das sogenannte ‚Organisieren' als eine ehrenrührige Eigentumsverletzung ansieht. Von den schweren Arten der Eigentumsverletzung will ich hier gar nicht reden. Wer stiehlt, unterschlägt, oder Untreue begeht, weiß, was ihm blüht. Ich will nur noch einmal deutlich aussprechen, daß auch das ‚Organisieren', also das widerrechtliche Aneignen von ϟϟ-Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenständen, und was man so ‚unter den Nagel reißen' heißt, nicht etwa für Pfiffigkeit und Gewandtheit angesehen wird, sondern daß diese Glitschianer damit rechnen müssen,

zur Verantwortung gezogen zu werden. Maßnahmen, die der Kampfkraft der Truppe dienen, befiehlt der Vorgesetzte. Aber Eigenfahndungen zum persönlichen Nutzen sind verwerfliche Handlungen.
Wie seid ihr stolz", so schloß der Kamerad, „daß eure Spinde keine Schlösser haben. Bewahrt euch diese Haltung!"
Gert aber konnte es nach diesem Appell an die anständige Gesinnung nicht unterlassen, mit einem Seitenhieb auf Hans-Jürgen, dessen ausgefallenes Lesezeichen ihm, glaubte er, diese Moralpauke eingetragen, zu bemerken: „Und alles wegen dir, teuerste Gisela!"
Worauf Hans-Jürgen mit einem mächtigen Sprung auf sein Bett hievte, die zwei schmutzigen Markscheine hervorholte und feierlich bekannte, nun keine „Devisenhamsterei" mehr zu begehen, sondern den Schabernack für ein paar freundliche Helle zu opfern. *Aus der Praxis des ϟϟ-Hauptamtes Gericht*

TUE RECHT UND SCHEUE NIEMAND

Ein ehrlicher Mann ist in meinen Augen vom besten Adel und vom größten Wert, denn seine Tugend glänzt in seinen Handlungen.

FRIEDRICH DER GROSSE

Sachsen – Land der Arbeit und der Kunst

Dem Lande Sachsen ist am besten beizukommen, wenn man es als einen Schnittpunkt deutscher Kulturströmungen betrachtet und ihm eine Mittlerstellung zuweist.

Für alles, was sich mit dem Begriff Sachsen deckt, ist in erster Hinsicht eine überraschende Vielfalt und Unterschiedlichkeit bezeichnend. Die sächsische Landschaft gleicht einem ausdrucksvollen starkbewegten Mienenpiel. Sachsen hat ein vogtländisches, ein erzgebirgisches, ein lausitzisches Gesicht dort, wo es Teile dieser Gebirgs- oder Hügellandschaften in seine Grenzen einbezieht. Es ist landwirtschaftliche Welt in seinen weitgedehnten Ebenen. Es ist Handels- und Wirtschaftsgebiet an den Wasserläufen, in den Elbhäfen und im Getriebe der Leipziger Messen. Es ist Wirkungsfeld vielbeschäftigter Heimindustrien, wo seit Jahrhunderten unter den Händen von Frauen und Mädchen künstliche Blumen wachsen oder geklöppelte Spitzen, wo aus bergmännischer Vergangenheit und einem angeborenen Schnitz- und Basteltrieb die Erzeugung hölzerner Spielwaren bodenständig wurde, wo ausgesprochen musikalische Anlagen und andere günstige äußere Umstände zur Erzeugung von volkstümlichen Musikinstrumenten führten. Es ist dröhnende Werkstätte dort, wo Stein- und Braunkohlen gefördert werden, wo Textil- und Metallindustrie, Maschinenbau, Bekleidungsgewerbe und hundert andere Erwerbszweige der Hauptmasse aller Volksgenossen Brot und Arbeit geben, vor allem um die größeren Städte Chemnitz, Zwickau, Plauen herum und in eigenartig langgestreckten Dörfern des Erzgebirges, des Vogtlandes, der Oberlausitz. Dieser Vielseitigkeit des sächsischen Mienenspiels, an der Landschaft betrachtet, entspricht die Vielseitigkeit, mit der Sachsen an der Geschichte der Nation und an der Entfaltung des deutschen Geistes beteiligt ist. In unzähligen Fällen tritt hier die Tatsache des Einsammelns von Kräften von allen Seiten her und des Ausstrahlens von Wirkungen nach allen Himmelsrichtungen deutlich in Erscheinung.

Als es noch vorgeschichtlicher Siedlungsraum war, wurde die Schlacht zwischen Armin, dem Cherusker, und Marbod, dem Markomannen, um die Vorherrschaft in Germanien vermutlich in einer seiner Ebenen oder an einem seiner Flußläufe ausgefochten. Jene westgermanischen Bauern, die Hermunduren, die damals im sächsischen Raum siedelten, standen auf Seiten Marbods. Nach dessen Niederlage errichteten sie einen mächtigen Staat unter Königen. Die Schlacht zwischen Armin und Marbod eröffnete die Reihe jener zahllosen Waffenentscheidungen, Schlachten, Treffen, Überfälle und Gefechte, die innerhalb des sächsischen Raumes erfolgten und für einen Teil oder die Gesamtheit der Nation von weittragender Bedeutung waren. Schon die nächste Schlacht dieser Art, die Magyarenschlacht im Jahre 933, in der König Heinrich I., nachdem er vier Jahre vorher die Mark Meißen gegründet hatte, die räuberischen ungarischen Reiterscharen schlug, erzielte nichts Geringeres als eine langjährige Sicherung deutscher Siedlungspolitik nach Osten hin. Die Ungarn waren von einem Stamm der in leergewordenen deutschen Siedlungsraum eingerückten Slawen, den Dale-



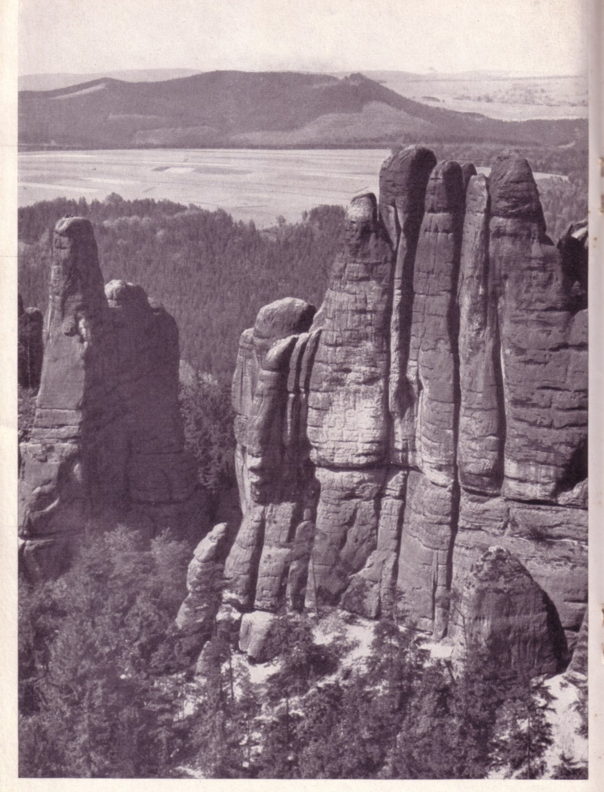
ANSICHT VON DRESDEN

Deutschland

Gottes Garten, Vaterland, Erde der Mutter,
nichts ist uns lieb wie du, denn jeglicher Fußbreit
deines Grundes, jede Krume
ist mit dem Weihbrunn unseres Blutes,
mit unserem Schweiß und unseren Tränen durchfeuchtet,
und jede Scholle Ackerland birgt
die Asche der Ahnen.

Andern Völkern gab Gott ihr Land, aber uns
ward nichts geschenkt: uns ist nur verheißen
und aufgegeben was andern verliehen ward,
erkämpfen mußten wir's uns und müssen's noch heut,
und immer reift uns die Ernte erst
nach blutiger Mühsal.

JOHANNES LINKE



ELBGEBIRGE IN SACHSEN



MEISSEN, BURGBERG MIT ALBRECHTSBURG UND DOM



DRESDEN: ZWINGER, WALLPAVILLON, ANSICHT VON SÜDEN

minziern, die die germanische Oberhoheit abschütteln wollten, zu Hilfe gerufen worden. Mit diesen von Osten gekommenen Slawen — waren es nun Sorben oder Polen oder Tschechen — hatte sich die junge Mark in den folgenden Jahrhunderten auseinanderzusetzen. Ihre Eindeutschung, etwa von 1089, da Kaiser Heinrich IV. den Wettiner Heinrich von Eilenburg als Markgrafen einsetzte, bis 1423, da die Mark Meißen mit dem Kurfürstentum Sachsen verbunden wurde, stellt sich als ein verdienstliches Werk der Regenten aus wettinischem Geschlechte dar. In der folgenden Zeit wuchs sich das Land zu einem Bollwerk gegen die unruhige und habsüchtige Nachbarschaft der Tschechen aus; das Elend, das die Hussitenzüge gebracht hatten, überwand es mit vorbildlicher Zähigkeit. Ehe die kurfürstlichen Brüder Ernst und Albrecht, berühmt durch den einst an ihnen vollzogenen „Prinzenraub" des Ritters Kunz von Kaufungen, 1485 den Fehler der Teilung ihres Besitzes begingen, wurde ganz Mitteldeutschland mittelbar oder unmittelbar von Kursachsen beherrscht. Immerhin konnte es auch trotz der Leipziger Teilung in die Periode einer seiner weittragendsten umformerischen Berufungen eintreten, in die Periode der Reformation, deren Herzland es wurde. In den Wirren, die die Glaubenskämpfe mit sich brachten, trat die Gestalt des Kurfürsten Moritz scharf umrissen hervor, indem der weitblickende Mann mit Kräften seines Landes der katholischen Herrschgier Karls V. gefährlich entgegentrat und so die Sache des Protestantismus rettete. Unter dem sogenannten „Vater August" wurde Sachsen zum Schutzgebiet strenggläubigen Luthertums, eine Stellung, die es im Dreißigjährigen Kriege durch engherzige Selbstsucht und politische Kurzsichtigkeit seiner Fürsten bald wieder verlor. Indem es sich in Glaubensdingen allzusehr versteifte, verlor es seine Vormachtstellung innerhalb des Reiches an Brandenburg. Die Einbuße wurde durch die Polenpolitik August des Starken in gewissem Sinne ausgeglichen. Wenn früher gegen diese Politik wie gegen die Mittel, die August der Starke dabei anwendete, stark polemisiert worden ist, stellt sich die Sache der heutigen Einsicht doch so dar, daß die Wahl des glänzenden sächsischen Kurfürsten zum polnischen König einen politischen Sieg des Deutschtums über Frankreichs ränkevolle Ostpolitik bedeutete und somit dem Reiche diente, ganz abgesehen davon, daß der deutsche Wirtschaftsraum dadurch eine wünschenswerte Erweiterung erfuhr.

Im Siebenjährigen Krieg stand Sachsen allerdings im Zeichen eines Unglücks, das sich in den napoleonischen Kriegen wiederholte. Es wurde geradezu zum regelmäßigen Aufmarschgebiet und zur bevorzugten Operationsbasis feindlicher Heere. Es gab auch in dieser Periode den übrigen deutschen Gebieten das erhebende Schauspiel großer Zähigkeit und erstaunlicher Schwungkraft, und was es als politische Großmacht eingebüßt hatte, suchte es als Großmacht auf allen Gebieten kulturellen Lebens wiederzugewinnen. Dadurch, daß es sich vor allem auf dem Gebiet der Industrie zu einem Tummelplatz bodenständiger Unternehmungslust und bodenständigen Fleißes entwickelte, führte es dem Aufblühen des Zweiten Reiches einen besonders starken Puls zu. Nicht zu verhindern war, daß hier wie überall unter gleichen oder ähnlichen Vorbedingungen das Anwachsen der Bevölkerung und der Industrie auf stark beschränktem Raum, die Zusammenballung der Werktätigen in den Städten und die daraus hervor-

gehende Entwurzelung einen gefährlichen Nährboden für zersetzende, volksfremde, staatsfeindliche Gedanken abgaben. Gerade das wurde aber auch die Ursache, daß Sachsen früher als manches andere deutsche Gebiet dem großen Gedanken des Nationalsozialismus mit vollem Bewußtsein Vorschub leistete und in der Gefolgschaft Adolf Hitlers ein maßgebender Bürge der deutschen Zukunft wurde.
Betrachtet man Sachsen als Schnittpunkt in der Entfaltung deutscher Kultur, so fällt nach den Blütetagen des Minnesangs am Meißner Hofe zum erstenmal vollstes Licht auf das Gebiet durch die Gründung der Universität Leipzig 1409. Markgraf Friedrich der Streitbare hatte glücklicherweise Weitblick genug, der durch die Tschechen zu Prag bedrohten deutschen Geistigkeit in seinem Lande Schutz und Sicherung zu bieten. Er schuf in der Leipziger Universität, die neben der Wiener Hochschule führend wurde im Osten, eine Pflanzstätte deutscher Kultur und ein Institut geistiger Wechselwirkungen von großem Format und damit eine Einrichtung, die heute noch mit wissenschaftlichem Ernst und sachlichem Eifer Segen wirkt für das Gebiet des gesamten Deutschtums und darüber hinaus.
Daß Sachsen als Herzraum der Reformation und als Bühne einer Geistesrevolution sondergleichen schicksalhafte Bedeutung gewann für das ganze Abendland, wurde bereits gestreift. Im Verlauf dieses kulturpolitisch hervorragenden Auftrags kam es zu einzelnen Errungenschaften von ungewöhnlicher Schlagkraft und bedeutender Tragweite: Die poetische Seite des Luthertums erhielt eine erste künstlerische Prägung in dem vom Zauber märchenhafter Silberfunde umwitterten Erzgebirge. In den Städten Zwickau und Joachimsthal, die Knotenpunkte beherrschender Wege darstellten, blühte, wie Astwerk am Silberbaum, eine von sozialen Strebungen untermalte Mystik auf, die in vieler Hinsicht fruchtbar war. Der Zwickauer Schulrektor Georg Agricola, ein gebürtiger Glauchauer, wurde der erste bergsachverständige Schriftsteller des Abendlandes. Eine erfreuliche Folge der durch Kurfürst Moritz erfolgten Verstaatlichung alles geistlichen Besitzes war die Gründung der nachher so berühmt gewordenen Fürstenschulen Schulpforta, Grimma und Meißen. Wieviel Landnehmer und Landpfleger deutschen Geistes sind im Laufe der Säkula von diesen drei Schulen nach allen vier Himmelsrichtungen entsendet worden! Dasselbe gilt (von den Universitäten des gesamten obersächsischen Raumes, die neben Leipzig hochkamen, Wittenberg, Jena, Halle, ganz abgesehen) von der Freiberger Berg- und der Tharandter Forstakademie, wie ja das Land mit der Zeit geradezu eine „pädagogische Provinz“ wurde. Daß die Sprache der meißnischen Kanzleien durch Luthers Bibelübersetzung zur deutschen Hochsprache emporgedieh, ist bekannt; in der Konsequenz der damit übernommenen Verpflichtung wuchs sich das Gebiet zu einem Kernland der deutschen Sprach- und Sprecherziehung aus.
Ähnlichen Einfluß auf die deutsche Gesamtkultur wie die Epoche der Reformation gewann die zweite Blütezeit des sächsischen Geistes, die an das überschwengliche Barock Augusts des Starken gebundene Periode und die anchließende Zeit der Aufklärung. Unter dem prachtliebenden Augustus beschenkte uns Böttger von Meißen mit der Erfindung des Porzellans, Bach von Leipzig aus mit dem musikalischen Wunder seiner Oratorien, Passionen und Kantaten. Der außergewöhnliche Fürst, der nicht nur seiner sächsi-

schen Hauptstadt, sondern auch seiner polnischen Residenz den barocken Stempel seines Geistes aufzudrücken verstand, schuf die Vorbedingungen, daß Bildhauer und Raumkünstler wie Permoser und Pöppelmann sich entfalten konnten, und daß der Erzgebirger Silbermann Kirchen vorfand, die seiner Orgeln würdig waren. Der Zwinger, die katholische Hofkiche Chiaveris, die unvergleichliche Sammlung seltener Porzellane entstanden durch diesen Fürsten, die großartige Gemäldegalerie durch seinen Sohn. Dazu wurde das Verkehrswesen mustergültig ausgebaut; die Straßen Sachsens galten schon damals als vorbildlich.

Aus den Tagen der Aufklärung ragen noch heute einige sächsische Gestalten in ewige Geistesbezirke: Leibniz, der die gesamte wissenschaftliche Forschung einer Zeit philosophisch umfaßte und nichts Geringeres erwog als eine Verschmelzung der katholischen und protestantischen Glaubensbewegung, Thomasius, der erste deutsche Hochschullehrer, der seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt, Lessing, der große Dichter, Anreger, Kritiker, Wahrheitssucher und -verfechter, der vor dem Altar der Menschheit einige neue und hellbrennende Fackeln anzündete. Was für geistige Gestalten gingen in diesen Zeitläuften allein von den Städten Dresden und Leipzig aus! Die Malerei des Barock, die Augusts und seiner Nachfolger Galerien füllte, und die es vor allem auf Apothesen berauschten Lebensgefühls abgesehen hatte, erlebte in Sachsen durch die Romantik eine neue Blütezeit und damit vor allem eine Wendung nach innen; sie ist an Namen wie Philipp Otto Runge, Caspar David Friedrich, Karl Carus, Ludwig Richter geknüpft und erscheint von gewissen Teilen der Elbtallandschaft untrennbar. Nicht zuletzt ist es neben Dresden wieder das alte Meißen mit Umgebung, das jetzt Hintergrund und Szenerie geistiger Vorgänge abgeben darf. Freiherren von Miltitz auf Siebeneichen und Scharfenberg spielen dabei eine Rolle. Einer läßt den armen Häuslerssohn Fichte aus dem Oberlausitzer Dorfe Rammenau studieren, der später der Nation das neuerwachte Nationalbewußtsein tief begründen sollte; derselbe Miltitz ist der Freund des Dichters Friedrich von Hardenberg (Novalis), der in Freiberg Bergstudent war (auch der nachmalige Freiheitsheld Theodor Körner war das gewesen), und der später als Dichter berufen sein sollte, von letzten Dingen deutscher Mystik in romantischer Eigenwilligkeit den Schleier zu heben.

Noch heute klingt ein Echo Freischütz-Romantik aus mancher wildromantischen Schlucht des Elbsandsteingebirges. Noch heute liegt an vielen Stellen Sachsens geradezu ein Nachhall außergewöhnlicher musikalischer Ereignisse in der Luft. Im Dresdener Opernhaus fand die denkwürdige Uraufführung des „Rienzi" statt, die bis nach Mitternacht dauerte. Wie viele Uraufführungen bedeutender Werke sind ihr gefolgt! Und welche Verdienste um das Musikleben der Nation hat sich neben ihm das Leipziger Gewandhaus erworben. Überhaupt: Leipzig als Musikstadt, als Stadt des Buchhandels, als Reichsmessestadt, ein Kapitel deutscher Kulturströmungen für sich! Von dieser Stadt läßt der Ostpreuße Gottsched seine geschmacksbildenden Bemühungen ausgehen. Von hier aus nimmt an ihm vorbei und über ihn hinweg die deutsche Theaterkunst durch die Neuberin, die erste große deutsche Schauspielerin, einen aussichtsreichen, stürmischen Anlauf. Buchhändler, Buchdrucker und Verleger, wie Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, Karl

Christoph Traugott Tauchnitz, Benedictus Gotthelf Teubner, Anton Philipp Reclam, legen hier den Grund zu ihren Weltfirmen.
Die Schlacht der Völker 1813, die zu Napoleons Untergang führt und die Stadt in ihren Strudel reißt, kann dem mächtigen Auftrieb aller hier konzentrierten geistigen und wirtschaftlichen Kräfte keinen wesentlichen Abbruch tun; wohl aber führt sie der deutschen Welt zum erstenmal eine Kampf- und Schicksalsgemeinschaft der meisten deutschen Stämme vor Augen. Seit 1833 hält sich der weitblickende Friedrich List in Leipzig auf und entwirft ein großzügiges Eisenbahnnetz, für dessen Mittelpunkt er die Pleißestadt vorsieht. Die erste größere deutsche Eisenbahnstrecke beginnt hier, zwei Jahre später kann die Linie Leipzig—Dresden der Öffentlichkeit übergeben werden. Ein neuer, entscheidender Schritt zur Verschwisterung der deutschen Stämme ist getan.
„Bildung macht frei. Der Geist macht lebendig!" Weithinleuchtend stehen diese Devisen irgendwie über dem ganzen Lande und schmücken es mit einer heiteren Weltoffenheit, die um so mehr ins Gewicht fällt, da sie sich auf eine ehrwürdige Überlieferung berufen kann.

Kurt Arnold Findeisen

Tiefer soll keine Glocke je tönen über uns und unsere Erben und Nachgeborenen als das Wort Volk. Wie ein Glockenton soll ihm das Wort der Hingabe, das Wort Du vorausschwingen: Du mein Volk! Du mein Bruder! Du mein Vaterland!

WALTER FLEX

Wie mein Familienbuch entstand

Ich denke daran, wie viele Jahre es her sind, daß ich mich zuerst mit der Anlage eines Familienbuches beschäftigte! Damals drückte ich noch die Schulbank. Es war mitten im ersten Weltkrieg. Vielleicht war ein Buch der Anlaß, das in der Form einer Chronik abgefaßt war und in dem ein alter Bauer den Gänsekiel spitzte und mit schwerer Hand die Blätter eines schweinsledernen, ererbten Folianten mit ungelenken Schriftzügen füllte. Auch bis mein Familienbuch vor mir lag, dauerte es dann fast 25 Jahre. Doch soll sich von so langer Zeit niemand abschrecken lassen; ich setze den Hinweis darauf nur deshalb an den Anfang, um gleich von vornherein festzustellen, daß ein Familienbuch, eine Familienchronik etwas ist, das langsam wächst, das man nicht aus dem Boden stampfen kann und — das in jedem Einzelfall sein besonderes Gesicht und Aussehen haben wird. Keine Familienchronik wird der anderen gleich sein, und wenn ich dennoch an dieser Stelle etwas über die Anlage eines solchen Hausbuches sage, so darf man das nur als Wegweiser zu einem Ziel nehmen, als beispielhaften Bericht über die Entstehung meines Familienbuches.

Der Anfang jedes Familienbuches ist der Ahnenpaß. Er gibt das nackte Gerüst der beglaubigten Namen und Daten, dazu einige Berufsangaben. Dieses Gerüst gilt es nun mit Lebendigem auszufüllen.

Der eine wird beginnen, Urkunden zusammenzutragen, Nachrichten und Briefe zu sammeln, wird das alles durch Bilder ergänzen. Ein anderer legt sich eine Ahnenkartei an und fügt auf jedem Karteiblatt laufend hinzu, was er über eben diesen Vorfahren nach und nach in Erfahrung bringt. Ein dritter nimmt gleich ein Buch und schreibt in bunter Folge die Ergebnisse seines Nachforschens hinein. Andere werden es wieder anders anfassen. Aber alle haben sie das gleiche Ziel: die Bewahrung dessen, was sie fanden, für die nachkommenden Kinder und Enkel. Viele von denen, die dies lesen, werden den einen oder anderen Weg schon beschritten haben.

Wenn ich nun über mein Familienbuch und seine Entstehung berichten soll, so muß ich voran bekennen, daß mir von Anfang an mehr vorgeschwebt hat, als nur eine Geschichte meiner Familie zu schreiben. Ich sah — anfangs unbewußt, dann aber mit wachsender Klarheit — die Familie immer als Teil des Volksganzen, und mein Bestreben war, im Bilde der Familiengeschichte sich das Bild des Volkes spiegeln zu lassen. Hätte ich im Anfang die Schwierigkeiten dieser Aufgabe gesehen, ich weiß nicht, ob ich den Mut gehabt hätte, sie in Angriff zu nehmen.

Ich begann, wie jeder andere, auch mit den einfachsten Daten und Namen. Aber ich begann gleichzeitig, den aus der Vergangenheit auf mich gekommenen mündlichen Überlieferungen nachzuspüren, und erlebte dabei Überraschung auf Überraschung; zweifellos haben diese Anfangserfolge meinen Eifer beflügelt. Aber niemand lasse sich abschrecken, wenn solche Anfangserfolge ausbleiben; oft kommen die Ergebnisse spät zutage, um dann desto reicher zu fließen.

Erst ging ich der väterlichen, dann der mütterlichen Namenslinie nach. Darnach wurden die Zwischenräume ausgefüllt. Ich sammelte, was ich an

Briefen auftreiben konnte, schrieb auf, was ich an Geschichten und Anekdoten hörte (und quälte manchen Alten aus dem Familienkreis mit meinen Wünschen um Berichte bis aufs Blut). Langsam wuchs und rundete sich das Bild. Alte Prozeßakten tauchten in Archiven auf, allerlei Zusätze aus den Kirchenbüchern übermittelten persönliche Züge. Ich suchte die Orte auf, wo die Vorfahren gelebt hatten, die Kirchen, in denen sie gepredigt, die Höfe, auf denen sie gewirtschaftet hatten; von überall nahm ich Bilder mit. Auf einem kleinen Dorffriedhof fand ich sechs steinerne Grabplatten, die Schrift war kaum noch zu lesen; aber aus diesen sechs Gräbern wuchs eine der schönsten freistehenden Linden, die ich je gesehen hatte, und da es Juni war, blühte sie über und über, eingehüllt in Duften und Bienengesumm, wunderbares Gleichnis ewigen Lebens über aller Vergänglichkeit. So gingen die Jahre hin. Die Schubfächer in meinem Schreibtisch füllten sich mit Material. Kaum konnte ich den Strom fassen, der unaufhörlich floß und mir neues Material zubrachte (Familienforschung ist bekanntlich niemals zu Ende). Aber immer noch fehlte mir die Form, die diesen Stoff bändigen sollte.

Wer hat nicht von den alten Familienchroniken gehört, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben? Ich aber mußte zunächst einmal eine neue Chronik schreiben, in der alles das stand, was die Ahnen erlebt und gelebt hatten, und mußte dieser Chronik doch die Möglichkeit steter Ergänzung lassen. Das eben war das Schwierige: Eine Chronik ist nie vollendet, immer wieder kommt etwas hinzu, sei es, daß du selber etwas nachtragen willst, sei es, daß später deine Kinder und Kindeskinder es tun wollen. Und hierfür die richtige Lösung zu finden, das hat mir fast mehr Kopfzerbrechen gemacht wie die ganzen Jahre der Forschung zusammengenommen.

Aber dann machte ich mir klar, für welchen Zweck ich denn diese Chronik schreiben wollte. Ich wollte doch meinen Kindern erzählen von ihren Vorfahren, von der Heimat ihrer Ahnen, vom Vaterland und seinem inneren lebendigen Bildnis. Und plötzlich wußte ich, was ich zu machen hatte: Ich mußte ganz einfach und schlicht meinen Kindern diese Dinge erzählen.

Und so begann ich. Aber wo anfangen? Und ich dachte an die alten Sagas und fing getrost bei der Urzeit an. Von den Eisriesen erzählte ich und wie sie sich erschlugen, wie das Eis unter ihnen schmolz und das Land zum Vorschein kam, wie durch die Schmelzwasser Nordsee und Ostsee entstanden, wie die Ströme der Gletscher sich durch die Urstromtäler fraßen und wie mitten darin ein schönes Fleckchen Land entstanden wäre: der Heimatgau der Ahnen. Ich erzählte von dem geschichtlichen Werden, bis die Ahnen selber sichtbar auftraten. Ich ließ das Land und die Menschen in ihren Sagen und Märchen im Wort lebendig, im Bilde sichtbar werden. An Berichte, die ganz vom Tatsächlichen über einzelne Ahnen oder Ahnengruppen ausgefüllt waren, schlossen sich zwanglos immer wieder Bilder aus dem Volkstum der Heimat, etwa: „Mein Vater erzählt von Peter Pück". oder „Großmutter J. und die Geschichte von den tausend Talern", oder „Das alte Haus und das Teufelsgitter zu St. Marien". Auf das Titelblatt aber setzte ich diese Worte:

Haus- und Ahnenbuch der Kinder Metelmann
Berichte und Bilder aus dem Leben ihrer Vorfahren, durchwoben mit neu erzählten Sagen und Märchen der Heimat
Zum Vorlesen
in die Hände ihrer Mutter gelegt
von ihrem Vater

So, nun hatte ich die Form. Jetzt fehlte als letztes noch die äußere Gestalt; aber die ergab sich nun fast zwangsläufig: Ich ließ mir eine stabile Klemm-Mappe anfertigen, dahinein kamen die säuberlich geschriebenen Blätter, die sorgfältig aufgeklebten Bilder und als Schluß eine übersichtliche Ahnentafel in Listenform. Alle Blätter sind ohne Seitenzahl, so daß ich jederzeit Kapitel einschieben, jederzeit neue Erzählungen anfügen kann. Das Ganze sieht sauber und trefflich aus und ist die Freude aller, die es sehen und lesen. So lag das „Haus- und Ahnenbuch" vor zwei Jahren unter dem Weihnachtsbaum; wie oft es inzwischen von der Mutter den Kindern vorgelesen ist, wie oft sie es selber gelesen haben, das ist nicht mehr zu zählen. Und, will's Gott, so sollen noch viele Generationen daran ihre Freude haben und sollen selber dazu schreiben von ihrem Leben und vom lebendigen Dasein ihrer engeren Heimat im Kranz des großen deutschen Vaterlandes.

AHNEN

Mögen wir fern und vergessen liegen:
Staub – verstreut über manchen Ort.
In euren Häusern, in euren Wiegen
Leben wir unvergänglich fort.

Das ewige Herz

Der Weg zurück — so nannten wir den Weg der Mütter und Väter, der Eltern, die den Sohn, den einzigen oft, verloren haben; den Weg, der sie heimführen soll aus Verzweiflung und Einsamkeit ins Leben. Frau Marianne Harnitz aus Stettin schildert uns die Begegnung mit einem Frontsoldaten, der von ebensolcher Heimkehr einer Mutter zu berichten wußte:

Es war im D-Zug, unter den Reisenden saß ein junger Soldat, ergraut das Haar, vernarbte Wunden im Gesicht und Linien, wie sie nur schwere Erschütterungen zeichnen. Er fuhr auf Urlaub, für sechs Wochen, wie er sagte, und da man ihn fragte, wie es möglich sei, daß der Urlaub so reichlich ausfiele, kam er allmählich ins Erzählen.

Aus Stalingrad, wo er den schweren Kampf bis nahe an das bittere Ende miterlebte, kam er als Schwerverletzter mit dem Flugzeug in die Heimat und in ein Wiener Lazarett. Ein Empfang, der uns hartgesottenen Männern Tränen in die Augen treibt. Unvorstellbares an Liebe, Pflege, Blumen, Teilnahme. Im Nebenbett mein Freund und Kamerad. An seiner Seite, heldenhaft still und ohne Klage, die Mutter, die ihren Einzigen den Weg in das weite, unbekannte Land antreten sieht. Mir gegenüber Kamerad H., der einen Arm und beide Füße verloren hat.

Er steht allein. Nie sieht man Angehörige an seinem Bett. Mühevoll und mit stiller Teilnahme ruhen seine Augen auf dem Gesicht der Mutter. Sie fühlt das, und ein unsichtbares Band des Verstehens schlingt sich um ihre Herzen.

„Wer ist dieser junge Mann?“ fragt sie mich überraschend.

„Ein tadelloser Mensch und Kamerad“, antworte ich.

„Alleinstehend?“

„Leider ja, und arm.“

Sie schweigt. Ich grüble, was diese Fragen zu dieser Stunde wohl zu bedeuten hätten. Ich weiß, daß sie einen großen Hof besitzt, daß der Mann gestorben ist, und dort, neben ihr, der Sohn, der Erbe, der Namensträger sich anschickt, seinen Opfergang zu gehen. Immer mehr verebbt sein Leben. Sie hält die Hand, die schwerer und schwerer wird, man fühlt, daß auch ihr, der Mutter, das Herzblut entweicht, daß sie ihr Leben erlöschen wähnt mit dem des Sohnes, der ihr Lebensinhalt und ihre erste und letzte Erfüllung war. Stumm hält sie noch die Hand, als sie bereits erkaltet ist; wir liegen alle still und wagen nicht zu atmen.

Dann erhebt sie sich und geht zu unserem Kameraden, der ihr mit großen Augen entgegensieht. Sie reichen sich die Hand. Sie fühlt, was der heiße Druck bedeuten soll: sein inniges Mitempfinden.

„Nun habe ich eine Bitte an Sie, mein Lieber. Sie waren der Freund meines Sohnes; darf ich Sie nun als meinen Sohn zu mir nehmen? Alles soll Ihnen gehören, alles . . .!“ Es ist wie ein Aufschluchzen.

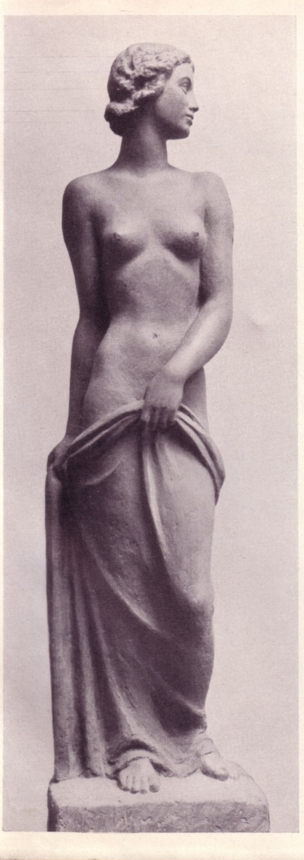
Unbeholfen versucht er ihre Hand zu küssen. Und stammelt seinen Dank.

„Das“, so endet der Bericht des Soldaten, „habe ich erlebt, und ich weiß, wofür ich wieder hinausgehe, wenn mein Urlaub zu Ende ist.“

Er hat Deutschlands ewiges Herz gesehen: die deutsche Mutter. Er sah sie in ihrem größten Augenblick den Tod überwinden.



DER REICHSFÜHRER ϟϟ / GEMÄLDE VON CONRAD HOMMEL
AUS DER ϟϟ-AUSSTELLUNG IN BRESLAU



DEUTSCHE KÜNST

KUNSTAUSSTELLUNG

Es gab einmal eine Zeit, die Soldatentum und Künstlertum für unvereinbar miteinander hielt. Das war damals, als man den säbelrasselnden Militarismus für das eine und den dachwinkeligen Bohemebetrieb für das andere hielt. In Wirklichkeit waren diese vermeintlichen Ausdrucksformen zweier Welten nur ihre Karikatur. Das wahre Wesen der soldatischen und der künstlerischen Welt ist ein völlig anderes; denn im Kern haben Soldatentum und Künstlertum vieles miteinander zu tun, ja sie haben im Grunde den Ursprung gemeinsam, nämlich die Rasse, die aus dem gleichen Blute den Soldaten und den Künstler gebiert. Wer in die Tiefen zu schauen vermag, den wundert es nicht, daß unsere genialsten Soldaten auch eine Künstlernatur und daß unsere größten Künstler auch eine Soldatennatur besaßen. Friedrich der Große hat nicht nur Sanssouci geschaffen, sondern er hat alle Künste seiner Zeit befruchtet und mit eigenen Ideen genährt. Von dem großen Staufenkaiser Friedrich II. ist uns ähnliches bekannt. Und Prinz Eugen ist nicht durch Zufall an größte Baumeister und Künstler seiner Zeit geraten, als er Lukas von Hildebrandt und Fischer von Erlach mit dem Bau des Belvedere in Wien beauftragte. Er selbst war Künstler. Leonardo da Vinci, der vielseitigste Künstler aller Zeiten, war seinen Fürsten als Festungsarchitekt, Erfinder von Waffen und Berater beim Planen neuartiger militärischer Operationen ebenso begehrt wie als Künstler. Aber auch derjenigen Beispiele, bei denen wir die Begabung für das Soldatische voraussetzen müssen, ohne daß es unmittelbar soldatische Tat wird, haben wir genug. Die Werke von Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, in denen kriegerische Handlungen vorkommen, können wir uns ohne ein lebendiges, echter Anteilnahme entsprungenes Vertrautsein mit der sol-

LER UND DIE ᛋᛋ

IN BRESLAU

datischen Welt nicht vorstellen. In beiden Fällen jedoch, sowohl wenn große Soldaten künstlerische Genialität offenbarten als auch wenn große Künstler sich als überragende Soldaten bewiesen, war dies niemals einseitig fachliches Interesse, sondern beide Welten waren diesen schöpferischen Menschen nur verschiedene Ausdrucksformen für eine große Idee. Ideen aber sind nichts anderes als Spiegelbilder der Seele, Ausdruck von Wesenheit. Die große Idee des anbrechenden Jahrtausends ist der Nationalsozialismus. Ihr Schöpfer, der Führer Adolf Hitler, wiederum ein Soldat und Künstler, hat bereits mit ehernem Griffel die Konturen dieser Idee auf die Schwelle der neuen Zeit geschrieben — die soldatischen und die künstlerischen. Wenn die ᛋᛋ, der Orden des Führers, der als Waffen-ᛋᛋ das soldatische Bild unserer Weltanschauung darzustellen die Ehre hat, sich berufen fühlt, auch an der künstlerischen Formgebung der heraufkommenden Zeit tätigen und anregenden Anteil zu nehmen, so ist dies in der Natur des Nationalsozialismus als schöpferische Idee und in der Natur der ᛋᛋ als Schildträgerin dieser Idee zutiefst begründet. Die Ausstellung „Die Künstler und die Waffen-ᛋᛋ" in Breslau ist erst ein Anfang. Daß dieser Anfang im fünften Kriegsjahr gemacht wird, ist das Entscheidende. Er ist ein Aufruf an alle Künstler im Reich, an die gewordenen und an die werdenden, die Idee des Reiches als die Idee der Wahrheit und Ordnung immer stärker zum formalen und gegenständlichen Inhalt ihrer Werke zu wählen, auf daß der soldatische Ausdruck des Reiches, der in einmaliger Größe an allen Fronten geprägt wird, ein ebenbürtiges künstlerisches Bild finde.



MÄDCHEN UND JÜNGLING VON KLIMSCH
AUS DER ᛋᛋ-AUSSTELLUNG IN BRESLAU

ÜBERGANG / GEMÄLDE VON PROF. O. ANTON. AUS DER ᛋᛋ-AUSSTELLUNG IN BRESLAU

GESTELLTER KEILER / GEMÄLDE VON CARL WEISSGERBER. AUS DER ᛋᛋ-AUSSTELLUNG IN BRESLAU

Des Hammers Heimholung

Als Thor eines Morgens erwachte, war sein Hammer, der Mjölnir, verschwunden. Er suchte und suchte vergebens. Der Hammer war nicht zu finden. Wahrscheinlich hatten ihn die Riesen gestohlen. Die Unholde trachteten schon lange nach seinem Besitz; denn Mjölnir hatte schon viele Riesenschädel zertrümmert. Thor bebte vor Zorn und rannte hinaus. Da sah er Loki.

„Loki", sprach er, „mein Hammer ist fort."

Loki erwiderte: „Wir werden ihn suchen. Wahrscheinlich haben ihn die Riesen gestohlen. Freya soll mir ihr Federkleid leihen. Dann fliege ich selbst nach Riesenheim."

Freya erschrak ob der schlimmen Botschaft. Sie holte eilends ihr Schwanenkleid. Loki zog es an und schwebte, gleich einem weißen Vogel, gen Riesenheim.

Auf hohem Hügel saß Thrym, der mächtige Unholdgebieter. „Holla", brüllte er, „Loki, wohin?"

Loki entgegnete: „Dem Donnerer wurde der Hammer geraubt. Hast du ihn gestohlen, so gib ihn heraus! Thors Zorn ist gewaltig."

„Er soll doch ersticken in seinem Zorn, der schlimmste Feind tapferer Riesenvölker! Nichts vermag er ohne den Malmer; den hab ich verwahrt, tief unter der Erde."

„So hab ich dich, Schelm", entschlüpfte es Loki.

Da prahlte der Unhold: „Doch, ich hab den Mjölnir. Wollt ihr ihn haben, so zahlt mir den Preis!"

„Nenne den Preis!"

„'s ist Freya, die holdeste Göttin aus Asgard."

Loki verkniff sich das Lachen. „Wahrlich, ein herrliches Paar, die liebliche Freya und der mächtige Thrym!"

Das war Honig für Thrym. Den Spott merkte er nicht. Und blind vor Eitelkeit sprach er: „Ich bin der König der Riesen. Groß und reich ist mein Land. Auf fetten Weiden tummeln sich Rinder und Rosse in Menge. Schwer sind die Truhen von Gold und Edelgestein. Und in den Kammern, da bauschen sich Gewänder aus zartester Wolle und Decken und Mäntel von Bären- und Wolfsfell. Für Freya ist's eine Ehre, mir anzugehören. So kehre denn heim, Loki, und künde deinem Gebieter: „Ich, Thrym, der Riesenfürst, gebe den Hammer heraus, wenn Freya mir Braut wird. Das ist meine Antwort."

Voll Ungeduld grüßte Thor seinen Boten: „Rasch deine Botschaft! Wer ist der Verbrecher?"

„Thrym ist's", berichtete Loki voll Eifer, „tief unter der Erde hält er den Hammer versteckt. Doch er gibt ihn heraus, wenn Freya ihm Braut wird."
Thor bebte vor Zorn: „Ha, Freya begehrt er! — Komm, und höre, was sie dazu sagt!"

Als Freya den Wahnwitz vernahm, geriet sie außer sich. Es war, wie wenn der Sturmwind jäh in die Maienblüte fährt und die prangende Zier davonbläst.

„Wehe der Schmach", flammte die Holde, „der erste Schlag deines Hammers treffe den Wüstling; versprich mir das, Thor!"
Der Donnerer versprach es. Alsbald hielt er Rat mit seinen Getreuen. Die Götter waren empört ob der Frechheit des Riesen, und alle schworen Thryms Sippe Vernichtung.
„Allein", Heimdall sprach es, „nur List führt zum Ziel. Wir müssen erfahren, wo der Hammer versteckt ist. Ich weiß einen Rat. Thor selbst muß nach Thrymheim und Hochzeit halten."
Der Saal dröhnte vom Lachen. Auch der Donnerer konnte es kaum verbeißen, als er Heimdall zurechtwies: „Was sollen die vorlauten Scherze!"
„Sein Rat ist nicht schlecht", stand Loki ihm bei. „Bei der Hochzeit darf ja der Hammer nicht fehlen. Wird er der Braut in den Schoß gelegt, so kann sie nach Herzenslust damit schalten. Das gibt eine blutige Hochzeit. Ja, Thor, sage zu, und ich fahre mit, um als Magd dir zu dienen."
Der Donnerer nickte: „Auf denn, ans Werk!"
Ein emsiges Schaffen hub an unter den Frauen und Mägden. Bald stand die Riesenbraut da im weißen Gewande, mit Schleier und funkelndem Geschmeide. Begleitet vom Lachen der anderen, fuhr Thor zusammen mit Loki davon.
Hochzeit ward gefeiert in Riesenheim. Die Riesenrecken füllten die weite Halle der Burg und inmitten thronte auf hohem Stuhle die seltsame Braut mit dem liebestollen Bräutigam. Im Zechen und Schlemmen hielt die Braut wacker mit.
Thrym begann sich zu wundern ob der Mengen an Speise und Trank, die sie gierig genoß. Doch Loki wußte geschickt seine Fragen abzufangen und gewandt zu entgegnen.
Der hohe Augenblick kam. Mit erhobener Stimme rief Thrym: „Nun bringet den Hammer des mächtigen Thor."
Im feierlichen Zuge schritten die Gesippen des Fürsten einher. Den Hammer trug die Schwester des Königs. Sie tat ihren Weihespruch und legte der Braut, dem Brauche gemäß, den Hammer in den Schoß.
Und als sie gesprochen, „sei fruchtbar und mehre der Riesen Reich", da hielt der Donnerer die Zeit für gekommen. Ihm lachte das Herz ob der nahen Rache.
Thor faßte den Hammer mit ehernem Griff und schlug ihn dem Unhold mit Macht auf die Stirn. Der wankte und sank, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. Ihm folgte die Schwester. Lärmend ergriffen die Riesen die Waffen. Zu spät. Auf ihre Schädel sausten wie Hagelschlossen die Hammerschläge. Nicht einer entrann. Schrecklich ertönte des Donnerers Gelächter. Das war die Hochzeit des frevelnden Thrym. Auf ihrem Wagen, bespannt mit den Böcken, fuhren Thor mit Loki nach Asgards leuchtenden blauen Höhen.

Wer frevelnd Macht sich raubt,
die ihm nicht zusteht von Geburt,
den wirft das Schicksal um so tiefer,
je höher er zu greifen sich vermaß.

Die gebrochenen Hände

Meister Riemenschneider war allein in seiner Werkstatt. Die Dämmerung legte sich sanft über die Gestalten, die im letzten Licht des Tages leise aufzublühen schienen. Tilman hielt die rastlosen Hände still, und seine Augen umfingen noch einmal das Werk der letzten Zeit. Er stand auf und ging schweren Schrittes zu der Madonnenstatue, und wie so oft, war es ihm auch diesmal, daß er keinem toten Holzwerk gegenüberstand, sondern einem geheimnisvoll klopfenden Leben. Er tastete noch einmal die zart fallenden Faltenwürfe der Gewandung ab, spürte einen eigenen, ihm so bekannten Strom durch den Körper gehen, der ihn immer überkam, wenn er begann, ein geliebtes oder vertrautes Antlitz aus dem weichen, duftenden Holz der Heimatwälder zu graben. Er war beim Schaffen immer gern allein, und ihn band weder Zeit noch Stunde. Alles, was er sah und liebte oder haßte in seinem Leben, nahm er nur in seine Hände, um es in Stein und Holz neu und dem Alltag enthoben erstehen zu lassen. Es war nicht leicht für seine Frauen gewesen, an seiner Seite zu leben. Dreimal hatte er geheiratet, aber der Tod war ein guter Gast gewesen und hatte ihm immer wieder genommen, was er so restlos zu besitzen geglaubt. Manchmal war es ihm, als sei er schuldig, als habe er das Dasein der Frauen, die ihm so zu eigen waren, zu sehr in das Werk seiner Hände strömen lassen. Sie waren ihm immer wie Brunnen gewesen, aus denen er Kraft und Lebensmut schöpfte und zuweilen auch ein wenig Frieden. Aber sie waren ja nicht vergangen, und das war für den Meister eine gute und tröstliche Gewißheit. Aus dem Ungefügen hob sich Schönheit und Adel. Er hatte ein ungeschriebenes Gesetz erfüllt, aus dem Nichts geboren, Schöpfung und Lebensglaube an stummen Geschöpfen sichtbar gemacht. Es war ein langer Weg von der harten Lehrbubenzeit bis zur Höhe dieses Schaffens. Viele Menschen und Lande hatte er gesehen. Oh, die Welt war weit, und die Sehnsucht wuchs, je mehr man sie in sich eintrank. Aber langsam war auch über ihn ein Friede gekommen. Würzburg umgab die Unrast seines Blutes. Hier war er geborgen.

* * *

Der Meister überdachte das alles ruhig, und dann wurde ihm klar, daß die vergangene Zeit des Bauernaufbruches wie ein großer Fluß war, in den seine Sehnsucht sich verströmen konnte.

Seine Gedanken gingen noch einmal durch die Schatzhallen der kirchlichen Fronvögte, durch die aufstrebenden Pfeilerwände der hohen Dome, in allen standen seine Bildwerke, Grabmale, Altäre, Apostelfiguren. Er freute sich immer, wenn er in diesen mächtigen Steinwäldern stand, und er bewunderte die Baumeitser des Landes, die solche Bauten trotzig in den Himmel türmten. Auch die Glocken, die mit schweren Schlägen über das weite Land hingingen, hatte er gern, aber es war noch etwas Fremdes, das unbewußt in ihm gelebt hatte und nun zum Durchbruch kam. Warum hängten die Priester Flittergold und bunten Tand hinein? Warum sangen sie in fremden

Gebeten zu Gott? Warum klirrte das Geld in den Kästen, die das Wichtigste in den Kirchen zu sein schienen? Da überkam Riemenschneider eine wilde Not. Er ballte die gesegneten Hände zur machtvollen Faust. Wie oft hatten ihn die Kirchlichen gezwungen, zu formen, was seinen Händen widerstrebte. Bin aber doch gegangen, wie ich wollte, haben mich nicht zwingen können; und während er das denkt, wächst ein kalter Glanz in seinen Augen. Er hatte die Menschen als Vorbilder für seine Werke genommen, die seinen Tag umgaben. Frauen des Landes, Kinder der Stadt, Männer aus Werkstuben und von den Äckern, er hatte sie in die Altäre gestellt, und die Kirche fand fremde Namen dafür.

* * *

Der Prälat des Fürstbischofes von Würzburg brachte dem Meister einen neuen Auftrag. Die mürrische Antwort Riemenschneiders ließ ihn aufhorchen. Dann brach es begierig und unbeherrscht aus ihm:
„Es laufen dunkel Gerüchte über Euch in der Stadt, will es aber nicht glauben, was uns da alles über Euch zugetragen wird. Aber wenn ich nun Eure Worte höre, Meister ... Meister Riemenschneider! Immer schon haben die höllischen Mächte in Euch einen Platz gehabt. Wie könntet Ihr sonst den leibhaftigen Antichristen in die heiligen Altäre stellen?"
Drängend, in großer Verwunderung fragte der Meister: „Wo ... wo steht der Antichrist, Hochwürden?"
Der schob die bleichen Hände in die weiten Ärmel seiner Soutane, sagte kalt, ein wenig höhnisch:
„In den Winkeln Eurer Altäre hocken Landsknechte mit wüsten Bauerngesichtern, und dem Judas im Heiligenblutaltar zu Rothenburg habt Ihr ein gar feines Antlitz geschnitzt, daß es der Heilige Johannes selbst sein könnte. Und an allen Kreuzen fehlen die Schächer, und", seine Augen krochen an dem Meister hoch, er beugte sich vor: „und alle Gottesmutterbilder, die Ihr schnitzt, tragen das Gesicht Eurer jungen Frau Elisa."
Der Meister lächelte den Hochwürden leise und kühl an, hob abwehrend die schmalen Hände, eine Glut sprang in seine Worte:
„Ja, ja, ich weiß, was Ihr weiter sagen wollt: ... Und heute noch steht das Schandmal der ersten Menschen in ihrer Blöße am Portal der Marienkirche froh und schuldlos. Weiß es ja, was Ihr von meinen Werken haltet, sagt, ich hätte mich nicht an die Schrift gehalten, hab's nun erfahren müssen, daß es schier gefährlich ist, zu tief einzutauchen in die Schrift. Hab' nur das Lügenkleid abgestreift, das Ihr den Menschen umgehängt habt, und nun kommt es Euch übel an, weil Ihr die Wahrheit seht."
Da wurde die Stimme des Kirchlichen schneidend, er schrie es fast:
„Hütet Euch, Meister Ratsherr, Bildschnitzer der heiligen und alleinigen Kirche, sie hat das Sakrament des Herrn, sie steht unangetastet über allem Volk. Bleibt ein Diener an ihr! Werdet nicht zum Schindknecht des Teufels und seiner Helfershelfer!"
Der Meister entgegnete nichts, starrte den Prälaten lange und verächtlich an. Als die schwere Eichentür hinter dem Davongehenden zufiel, wußte Riemenschneider, daß der erste große Pfeiler der Brücke, über die er jahrzehntelang gegangen, eingestürzt war.

* * *

Tilman Riemenschneider war tagelang im Land gewesen. Er besuchte Freunde und Genossen, von denen er wußte, daß sie dem geheimen Bauernbund angehörten. Der verborgene Aufstand fraß sich wie ein Feuer immer weiter. Die Not der Bauern wuchs. Tilman Riemenschneider aber schlug sich auf ihre Seite.

Auf der Stadtmauer Würzburgs standen schon seit Stunden die Bauernhauptleute, die in der Stadt auf die ankommenden Bauernheere warteten. Bis zum Aufstand hatten sie sich heimlich verborgen gehalten. Als die Glocken Sturm läuteten, waren sie auf einmal da und ordneten stumm ihre Leute. Nun stand ihre Sache gut. Der Fürstbischof war geflohen, er sah wohl ein, daß sein Spiel verloren war. Bald würden die Bauern kommen. Der Wind schlug ihnen wie eine kalte Faust ins Gesicht. Kühl und lang schlich die Nacht. Bermetter schob sich an Riemenschneider:

„Dauert verdammt lange, der Marsch des Heeres auf Würzburg."

Dunkelheit, Kälte und Warten, immer schwerer, beklemmender, erdrückender.

Durch die Schwärze ein Ruf! Hufgeklapper. Ein hastender Reiter. Es war der Bote von Mergentheim. Aus seinem keuchenden Atem zerrten sie Worte, erst zwei, die wie unsinnig im Kreis herumrennen:

„Alles aus ... Alles aus! ... Steht nichts mehr vom bäuerischen Heer."

In ihr Entsetzen brannte der gestammelte Bericht vom Untergang des letzten Bauernheeres.

Es regte sich nichts. Das Grauen wuchs um sie wie ein undurchdringlicher Glutwall. Sie vermeinten zu ersticken. Es war unerträglich. Da heulte einer wild auf, wie nur ein geschlagenes Tier zu schreien vermag.

Dann aber brandete es mächtig hoch. In den Wirbel der Auflösung fuhr schneidend der Ruf eines Bauernführers:

„Riemenschneider! Riemenschneider! ... Hier schnell ein Pferd, wir müssen weg von Würzburg! Kommt der Bischof zurück, ziehen die Sieger in die Stadt, dann ist unser Leben hin. Wir sind ein Dreck an ihren Schuhen! Wir ... die letzten!"

Und vor seiner Unbewegtheit staunend: „Was ist, Riemenschneider? Kommt!" Erloschen, wie verweht, ganz leise, aber wie Glas so hart kam es zurück:

„Ich habe Würzburg großgemacht ... ich bleib', ich flieh' nicht, und ... und ... wo sollt ... ich ... auch ... hin?"

Schweigen!

Nur der schwarze Sturm der Nacht toste. Keine Sterne schienen, kein Licht der Hoffnung wärmte.

Die Bauernführer besannen sich. Es wurde ihnen klar, daß jede Flucht nutzlos war. Irgendwo wurden sie früher oder später gefunden, oder sie mußten sich in den Wäldern verkriechen, dann konnten sie verhungern.

* * *

Drei Tage gelang es den letzten Bauernführern, sich zu verbergen, dann wurden sie gefunden und von den Häschern des Bischofs gefangengenommen. In den tiefsten Verliesen der Feste Marienburg hockten sie angekettet, die brennenden Augen in die schwere Dunkelheit gerichtet. Keiner wußte vom andern. Die Kerkerluft war faul und feucht.

Tilman Riemenschneider erstickte fast in der Schwärze seines Kerkers. Tag um Tag ging Schritt um Schritt, und viele Nächte verrieselten. Es gab kein Morgen, und das Vergangene war eingestürzt.

Unvermittelt klirrten vor seinem Steingelaß Schritte, es konnten auch Ketten sein. Das Licht des Tages blendete Riemenschneider. Er wurde rauh vorwärtsgestoßen. Das grelle Rot der Scharfrichterwämser brannte in den Augen. Er betrat den Richtsaal.

Über seiner Niedrigkeit thronte das Gericht. Schwarz, fern, einer anderen Welt zugehörig. Da wußte sein letztes Wissen:

Jetzt kommt meine Ernte ... die rote Ernte.

Die Anklage wurde vom Stadtvogt verlesen. Die Geistlichkeit hatte den Meister dem weltlichen Gericht überantwortet, sie behielt saubere Hände, wie durften auch blutbefleckte Hände das Allerheiligste umfassen? Die Kirche war makellos. Sie stand über der Weltlichkeit, die mußte ihr dienen, und die Weltlichkeit sprach das Urteil:

„Tilman Riemenschneider, Bildhauer, Bildschnitzer, Ratsherr und ehemaliger Bürgermeister der Stadt Würzburg, wird angeklagt des ruchlosen Verrates an seinem Landes- und Lehnsherrn, dem edlen Fürstbischof von Würzburg. Dieweil er den Gehorsam verweigert und die Stadt den hündischen Bauernketzern öffnen wollte, betrifft ihn das Todesurteil... Aber die Kirche ..."

Riemenschneider hörte kaum hin. Sah durch alles hindurch, hörte draußen einen Vogel singen. Kleiner Vogel, dachte er ... hätte dein Lied gut brauchen können gestern und alle Tage im Verlies. Aber Anklage und Urteil gingen weiter, Wort für Wort, gingen auf ihn zu, faßten ihn an, nahmen sein Herz wie in Eisenfinger, zerbrachen es.

„... die Kirche ist gnädiglich im Namen des Herrn. Wird der Riemenschneider nur entrechtet, eines Teiles des Besitzes entraubt, und werden ihm in der Folter .... die ... Hände gebrochen! ..."

* * *

Konnte die Sonne scheinen ... der Wind wehen? Durften die Bäume rauschen und die Vögel singen, als solche Qual vollstreckt wurde? Mußte nicht alles erstarren in namenlosem Entsetzen?

Und es geschah!

Menschen vollstreckten ein Menschenurteil! Als die Folterknechte ihr grauenhaftes Werk begannen, wühlte der Meister die Zähne in die Lippen. Er gab keinen Laut von sich. Dann fiel er in einen Wirbel glutroter Kreise.

Damit nicht wieder wie im Mittelalter unsere schöpferischen Menschen gequält werden – dafür kämpfen wir.

Der alte Baum

Auf der Höhe steht ein Baum, der riesige alte Vater Baum, und unter ihm hält sich ein unzählbares Heer von Pflanzen und Tieren auf. Verglichen mit ihm haben sie ein verschwindend kurzes Leben, sie können also nicht warten. Gräser und Kräuter überholen fast den Beginn des Frühlings; sie saugen den Saft der Erde in sich ein und breiten sich in den warmen Monaten so herrlich aus, wie es ihnen nur möglich ist. Mit dem Beginn der kalten Jahreszeit ist alle Herrlichkeit dahin; sie hatten nur diesen einen Sommer, es war also gut, daß sie nicht warteten. Die im Boden lebenden Tiere machen es ihnen auf ihre eigene Weise nach; aber alle, die sich vom Fleisch nähren, müssen töten, um leben zu können, und eines Tages werden sie selbst getötet. Freilich erstehen aus Leibern, aus Samen und Wurzelstöcken neue Wesen, die ihnen gleichen, aber es sind doch andere. Alle miteinander füllen die ihnen gesetzte Zeit aus, nur selten sind sie richtig satt, immer wieder haben sie Hunger; und aus diesem Hunger heraus leben sie. Der Baum auf seiner Höhe kann warten. Er übereilt sich im Frühling nicht, und wenn fast alle weit herum unter ihm schon den Beginn des Lebens angezeigt haben, steht er noch grau und kahl da. Er hält sogar bis in die ersten warmen Wochen hinein die abgestorbenen Blätter fest, und später öffnen sich die Knospen über alle Maßen langsam und vorsichtig. Er tötet nicht und wird nicht getötet. Zwar hat ihm einmal in seiner Jugend der härteste Winter, den er erlebte, Holz und Rinde bersten lassen; aber er hielt es aus, die Wunde verharschte, er war nicht bis ins Mark getroffen worden, und jetzt kann ihm auch die eisigste Frostnacht nichts mehr anhaben. Sein Holz ist hart; es ist ein in sich verschlungenes und verwachsenes Gewebe zähester Muskeln. Seine dicke, über und über rauhe, höckerige Rinde ist mit Moos bewachsen, und der sich nach oben hin kaum noch verjüngende Stamm ist wie eine riesige Vorweltsäule, von den Göttern in die Erde hineingerammt und von ihnen mit Wurzeln und Astwerk versehen, um diese einzige Säule mit der Kraft des Bodens und den Mächten der Höhe zu verbinden.

Die Krone ist gleichsam ein Wald für sich. Jeder deutlich vom Stamm abgesetzte Ast ist wieder ein Baum mit Ästen und Zweigen und dem in jedem Jahr in alter Kraft aufgrünenden Blattgewirr. Der Baum hat während seines jahrhundertelangen Daseins und vor allem in den ersten Jahrzehnten des Wachstums frei dagestanden, so hatte die Krone Zeit genug, sich zu dehnen, wie sie wollte; keine fremden Äste um sie herum nahmen ihr Raum und Licht. Darüber ist sie nun so mächtig geworden, haben sich Ast und Zweig in Krümmungen und wieder Krümmungen ausgelegt, daß Habicht und Schreiadler in ihnen wie in der dichtesten Waldung eintauchen können. Der Baum steht nicht auf einer Lichtung; aber da er weitum nicht seinesgleichen hat an Höhe und Stärke, da unter seinem dunkelnden Astwerk andere Bäume nicht aufkommen konnten, wirkt der Raum um ihn herum wie aufgelichtet, und deshalb zeigt er sich schon von weitem so gewaltig und fast erschreckend in seinen Ausmaßen. Er steht auf einer kleinen Höhe, an diese schließen sich in der Ferne andere und wieder andere; er aber steht zu Anfang dieses niedrigen, weitgestreckten Höhenzuges unter vielen Zügen

gleicher Art. So meint man denn, die Zeit, die ihm seine Jahrhunderte gab, habe in ihm den unbesiegbaren Wächter weit nach vorn geschoben, Bild und Zeugnis dessen zu sein, was dieser Erde einmal möglich war.
Um ihn herum, zwischen den Wurzeln, in der Rinde, in dem verschlungenen Astwerk und in der Höhe über der Krone kam und ging immer nur Leben, ein einziger endloser Strom, der beides so eng aneinander gebunden sein ließ, daß das eine nicht vom andern getrennt werden konnte. Der Hunger trieb diesen Strom, und Hunger bedeutet in einer solchen Welt gleichermaßen Leben und Vernichtung des Lebendigen. Meistens gleitet das eine fast unmerkbar in das andere über; und selbst der Habicht, den der tödliche Bolzen beim Kröpfen der Birkhenne aus dem Versteck heraus traf und den die immer schwächer werdenden Schwingen in den Horst zurücktragen, erhebt kein Geschrei. Er hat sich auf die Seite gelegt, die Flügel weit gespreizt, der Leib wird in kurzen Stößen von innen her geschüttelt, er streckt die Fänge von sich, und wenn er den Kopf hebt, tut er es nur, um ihn sogleich wieder auf den Horstrand sinken zu lassen. Das letzte Zucken fühlt er schon nicht mehr.
Der Baum, der riesige alte Vater Baum, man kann seine Zeit nur an ihm selber messen; alles um ihn herum versagt. Wenn es ganz still ist, hört er nur sich, und wenn im wildesten Herbst der Nordwest in seinen Ästen orgelt, hört er gleichfalls nur die eigene Stimme. Früher, vor einem Jahrhundert oder mehr, trug ihm die Luft von weit her andere Töne zu, wie sie bis dahin in der Art nicht dagewesen waren. Ein Geschlecht war auf der Heerstraße unterwegs, eine ganze Gemeinde, ein Volk; alles kam vom Westen und strebte dem Osten zu. Einen Sommer lang ging es so, den nächsten und abermals den nächsten, viele Sommer hindurch; es nahm fast kein Ende; Menschen und Tiere und Geknarre von schweren Wagen; aber alles blieb weit in der Ferne, und zuletzt brach der Lärm ab. Nur vereinzelt kamen die gleichen Töne auch später noch herüber: Nachzügler, die der Wanderlust und dem Willen nach neuer Erde erlegen waren und ihm jetzt noch nachgeben mußten.
Ein Jahr um das andere, zehn Jahre und wieder zehn, der mächtige Bogen der Jahrhunderte: Es ist ein endloser Strom, der aus dem Dunkel der Zeit kommt und in sie hineinmündet. Für den Baum gibt es keine Jugend mehr, wie es für ihn kein Alter gibt; er ist wie die Zeit selber, die ewige und immer nur vorhandene. Sie ist unwandelbar, alles wird an ihr gemessen, wie das, was sich hier zutrug, allein im Leben dieses Baumes gemessen werden kann. Der Wurm regte sich und starb, er hatte sein Leben, unmeßbar für ihn; aber vom Leben des Baumes genommen, bedeutete es die Zeit vom Ausgang des einen Winters bis zum Beginn des nächsten.

Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben.
Und wollen wir weiter leben, so müssen wir
auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein.

OTTO VON BISMARCK



WIENERIN / GEMÄLDE VON ANDREAS PETZOLD



FERDINAND GEORG WALDMÜLLER (1793—1865) / SOMMER IN DER HEIMAT

Wer den Menschen einredet, Gott sei unsichtbar, der stößt sie aus der Gemeinschaft mit Gott. Denn Gott kann nur sichtbar sein, weil Gott die einzige, große Wirklichkeit ist. So wie die Ewigkeit Wirklichkeit ist. Darum weht mich hier der heilige Schauer über meine Heimat an, weil ich erkenne, sie ist die Ewigkeit. Darum ist mir die Heimat das Teuerste, was ich besitze. O Heimat! Wenn deine Wälder um mich rauschen, sprechen Väter und Urväter zu mir und singen mir das Lied der Ewigkeit. Ewige Heimat und ewiges Volk! Wie wunderbar ist diese Offenbarung, daß ich erkenne, selber im Ewigen zu sein, und nichts anderes mehr zu erwarten habe als das, was ich jetzt schon besitze und nie mehr verliere: Heimat!

HANS CHRISTOPH KAERGEL

